

Der Weihnachtsmorgen
oder
das Tintenfaßchen.

~~~~~  
Eine Erzählung  
für  
Christenkinder

vom  
Verfasser des „armen Heinrich.“



Zweite verbesserte Auflage.

---

Stuttgart,  
bey Joh. Friedr. Steinkopf.  
1833.

## V o r r e d e .

---

Ich habe bisher nur Ermunterungen zur Fortsetzung dieser Erzählungen erhalten; noch hat mir Niemand gesagt: Hör' auf! Sobald dieß geschieht, werde ich die Feder weglegen, welche ohnedieß Anderes genug zu schreiben hat.

Ein Freund schreibt mir:  
„Der Herr segne Dich und Deine Arbeit! Doch Er thui's. Ein gläubiges zwölffähriges Kind in S.

in der Schweiz sang auf seinem  
Todtenbette mit freudiger Hoffnung  
den Vers aus dem „armen Hein-  
rich“:

Die Hütte, die gefallen,  
Wird droben zum Palast u. s. w.“

So wolle denn der himmlische  
Kinderfreund auch dieses Bächlein an  
lebenden und sterbenden Kindern ge-  
segnet seyn lassen!

Der Verfasser.

---

---

## Erstes Kapitel.

### Die Kronenstraße.

---

In einem heitern Sommerabend in den  
schwülen Hundstagen zog auf der Straße,  
die von Potsdam nach Berlin führt, ein  
Tyroler-Knabe dahin, und sang betrübt  
ein Klaglied. Seine Kleidung von grober  
schwarzer Leinwand war ganz zerrissen, und  
konnte nur zur Noth seine Blöße decken;  
Strümpfe hatte er keine, und seine alten,  
zur Noth geflickten Schuhe waren so weit,  
daß er sie auch mit drey Paar Strümpfen  
nicht hätte ausfüllen können. Auf dem  
Kopf hatte er einen alten, abgeschabten  
Filzhut mit breitem Rande, unter dem  
sein lockiges, braunes Haar hervordrang.

In einen von den Rissen, woran es diesem Hute nicht fehlte, hatte er einen grünen Zweig von einer Silberpappel gesteckt. Er stützte sich auf einen großen starken Stab von Weißdorn, und auf seinem Rücken hing ein kleines Tintensäßchen. Je näher er der großen Stadt Berlin kam, desto mehr Leute traf er auf der Straße an, welche diese in jenen Gegenden seltene Erscheinung mit Bewunderung betrachteten, und einige Augenblicke stehen blieben, bis der sonderbare singende Knabe mit den zerlumpten Kleidern, der wenig auf sie achtete, vorüber war. Endlich sammelten sich einige Leute um ihn her, und hießen ihn stille stehen. Sie fragten ihn, wo er herkomme. Er antwortete: „aus Tyrol.“ Sie machten noch einige Fragen an ihn, und baten ihn dann, er möchte ihnen doch sein Lied singen, in welchem sie ihn unterbrochen hatten. Er that es ungern; konnte es aber doch auch nicht abschlagen, weil sie

so gar freundlich ihn darum ersuchten. So sang er denn an, und sang:

\*) I such mi Heimeth um und um,  
I weiß nit, ob i zuener chumm;  
I lauf bergab, und lauf berga,  
Mi Heimeth trifft i niene a:  
Und wo mi Aug en Mensche sieht,  
Sind fremdi Lüt;  
I weiß nit, wie mir gschieht.

Mi Metti isch im fremde Land;  
Mi Muetterli lit unt'rem Sand;  
Mi Brueder, der het Handgeld gind;  
Mi Schwöster isch zur Muetter cho;

\*) Für diejenigen, welchen diese Mundart unbekant ist, setze hier eine wörtliche Uebersetzung ins Hochdeutsche:

„Ich such meine Heimath um und um,  
Ich weiß nicht, ob ich zu ihr komm';  
Ich laufe bergab, und laufe bergan,  
Meine Heimath treffe ich nirgends an:  
Und wo mein Auge einen Menschen sieht,  
Sind's fremde Leute;  
Ich weiß nicht, wie mir geschieht.

„Mein Vater ist im fremden Land;  
Mein Mütterchen liegt unter dem Sand;  
Mein Bruder hat Handgeld genommen;  
Meine Schwester ist zur Mutter gekommen;

Und 's Häusli lit im tiefe Schnee;  
 O weh! o weh!  
 I ha ke Heimeth meh.

Und wenn am Obed d' Glocke rüeft,  
 Der Vollmoh us de Wolle schlieft;  
 No lauft was Füß het, Jung und Alt,  
 Der Heimeth zue us Feld und Wald.  
 Do warte d' Chindli an der Thür,  
 Dort brennt es Fähr,  
 Der Wage spuntt in d' Schür.

Und sagi bbbe zu eme Ma:  
 „I möcht' gern näumis i' esse ha;“

Und das Häuslein liegt im tiefen Schnee;  
 O weh! o weh!  
 Ich habe keine Heimath mehr.

„Und wenn am Abend die Glocke ruft,  
 Der Vollmond aus den Wolken schläft;  
 Dann lauft, was Füße hat, Jung und Alt,  
 Der Heimath zu aus Feld und Wald,  
 Da warten die Kindlein an der Thüre,  
 Dort brennt das Feuer,  
 Der Wagen kommt in die Scheuer.“

„Und sage ich etwa zu einem Mann:  
 „Ich möchte gern etwas zu essen haben“;

Es wird' mer echt Gottwilche gsait,  
 Und 's Logel des würd unme gkeit,  
 I han e Heimeth und e Huus,  
 Gienge nimmme drus;  
 Doch über Nacht isch's us.

Am Morge muess i wieder fort,  
 Vo Dorf zue Dorf, vo Ort zue Ort;  
 Und wont stand, und woni gang,  
 Een isch mers um e Heimeth bang.  
 Lueg d' Finkli machen in de Nüst  
 Ihr Häusli fest,  
 Und 's Hirzli het si Nest.

So wird mir wohl Willkommen gesagt,  
 Und das Häuschen wird in die Erde geworfen,  
 Ich habe eine Heimath und ein Haus,  
 Gienge nimmer hinaus;  
 Doch über Nacht ist es aus.

„Am Morgen muß ich wieder fort,  
 Von Dorf zu Dorf, von Ort zu Ort;  
 Und wo ich stehe, und wo ich gehe,  
 So ist mir's um eine Heimath bang.  
 Sieh, die Finken machen in den Nesten  
 Ihr Häuslein fest,  
 Und das Hirzlein hat sein Nest.“

Und wenn der Schnee uf d' Matte fällt;  
 Se komme d' Hirtebuebe bald;  
 Sie führe d' Hälti unters Dach,  
 Und 's Chüehli het im Stall si Sach,  
 Und 's Fimmli blüibe im Chorb daheim  
 Beim Honigseim,  
 Und schloft in süße Träum'.

Lueg 's Blümli dert am Dornehurst;  
 Mit Regetröpfli lösch't's sin Durst,  
 Si Heimeth isch im grüne Moos,  
 Und werbeht 'Stern' am Himmel bloß:  
 Se schließt es zue sie Lädemli  
 Im Chämmerli,  
 Und schloft bis morge frueh.

„Und wenn der Schnee auf die Wiesen fällt,  
 So kommen die Hirtenknaben bald;  
 Sie führen die Lämmer unter das Dach,  
 Und das Käblein hat im Stall seine Sache,  
 Und das Bienelein bleibt im Korb daheim  
 Bei dem Honigseim,  
 Und schläft in süßen Träumen.

„Sieh das Blümchen dort am Dornenbusch;  
 Mit Regentröpflein lösch't es seinen Durst,  
 Seine Heimath ist im grünen Moos;  
 Und werden die Sterne am Himmel bloß:  
 So schließt es zu seinen Fensterladen  
 Im Kämmerlein,  
 Und schläft bis morgen früh.

Und wenn im Chind si Stündli schlacht,  
 Wenn's nümme us sin Schlof verwacht;  
 Se treit mers uffem Todtebaum  
 Zum Chilchhof, bis es vo sin Traum,  
 Wenn d' Himmelsglocke morndrigs schlacht,  
 Us tiefer Nacht  
 Im Heimethland verwacht.

He's isch so wahr, wie lang's o währt,  
 Und wie's mi festig Herz o geht;  
 Zuer Heimeth führt mi jeder Schritt,  
 Do nieder aber isch sie nit.  
 Was todt isch drobe wiederkehrt's:  
 Drum laß din Schmerz,  
 Lueg obfi, Herz, mi Herz!

Und wenn dem Kinde sein Stündlein schlägt,  
 Wenn es nimmer aus seinem Schlaf erwacht,  
 So trägt man es auf der Todtenbahre  
 Zum Kirchhof, bis es von seinem Traum,  
 Wann die Himmelsglocke morgen schlägt,  
 Aus tiefer Nacht  
 Im Heimathland erwacht.

„Nun, es ist ja wahr, wie lange es auch währt,  
 Und wie sehr auch mein unruhig Herz es begehrt;  
 Zur Heimath führt mich jeder Schritt,  
 Da unten aber ist sie nicht.  
 Was todt ist, droben wiederkehrt's;  
 Drum laß deinen Schmerz,  
 Klid' aufwärts, Herz, mein Herz!“

Die Leute hatten ein Wohlgefallen an dem Gesang des Tyroler-Knaben, ob sie gleich nicht viel davon verstanden, sie schenkten ihm einige Kupferpfennige und Silbergroschen, und zogen dann ihre Straße. Der Tintenknabe gieng, froh über seinen kleinen Reichthum, auf das Potsdamer Thor zu, das vor ihm stand, und zog auf's Gerathewohl die Leipziger Straße hinaus, bis er an die Marktgrafenstraße kam; dann bog er links ein, und kam auf den freien Platz vor den Linden, dann wandte er sich wieder rechts gegen das königliche Schloß. Aber mehr als dieses große Gebäude zog eine Frau seine Aufmerksamkeit auf sich, welche unter der Halle auf der Stechbahn saß, und allerley schöne Früchte, als Trauben, Pomeranzen, Pfirsichen und dergleichen feil hatte. Diese Früchte erinnerten ihn an das schöne Tyrol, wo sie so bald reif werden, und da überfiel ihn auf einmal wieder ein Heimweh nach dem herrlichen Lande,

und der Wunsch wurde in ihm rege, dem lieben Tyrol zu Liebe etliche von diesen Früchten zu kaufen, und im Andenken an die schöne Heimath zu verzehren. War er doch auf einmal so reich geworden, daß er einige Groschen fein nennen konnte, und in dieser großen Stadt hatte er auch manches Almöden zu erwarten. Aber wie erschrad er, als er den hohen Preis dieser Früchte vernahm: denn sie waren nicht, wie er meinte, frei in den Gärten gewachsen wie in Tyrol, sondern der Gärtner hatte sie im Treibhause so früh zur Reife gebracht. Er verlor nun den Muth, etwas zu kaufen, und dachte: wäre ich nur daheim in Tyrol, da kann man genug umsonst haben. Nebenbey fiel ihm auch ein, es wäre doch wohl klüger, seine paar Groschen zu einem Abendessen und Nachtlager zu sparen; denn Hunger hatte er, das ist wahr, und Durst auch, und wo die beiden sind, da ist auch die Müdigkeit nicht weit.

Er machte sich also wieder auf, ohne zu wissen, wo er eigentlich hinwollte, lenkte in die Brüderstraße ein, dann an der Petri-Kirche vorbei, die damals noch nicht abgebrannt war, durch die Gertraudenstraße nach dem Spittelmarkt, und von da über die Spittelbrücke kam er auf den Dönhofschen Platz, der von drey Seiten mit einer doppelten Reihe von Lindenbäumen eingefast war. Nun stand er beinahe wieder auf dem Punkte, von dem er ausgegangen war, und sah das Potsdamer Thor wieder vor sich. Indessen wurde er das nicht gewahr, denn er hatte schon wieder etwas erblickt, das seine Neugierde erregte. Da stand ein bretternes Haus, und an demselben hiengen große Stücke Leinwand, auf welchen Abbildungen von allerley wilden ausländischen Thieren, als Löwen, Tigern, Hyänen, Affen u. s. w. in Lebensgröße gemalt waren. So was hatte er noch nie gesehen, obgleich er auch schon in großen

Städten gewesen war. Uebrigens wußte er nichts davon, und dachte nicht von fern daran, daß diese Thiere alle in dem Hause selbst lebendig zu sehen seyen; denn weil so viele Leute vor diesem Hause standen, so meinte er, nur die Gemälde seyen so merkwürdig, daß man um ihretwillen daher komme. Als er nun bemerkte, daß zuweilen auch Leute aus dem Hause herauskamen; so dachte er, es müssen drinnen auch noch Gemälde seyn, und wäre gern auch hineingegangen. Aber wie erschrock er, als auf einmal der Löwe drinnen anfieng zu brüllen. Das Geschrey gieng ihm durch Mark und Bein, und er wurde jetzt erst recht neugierig, zu erfahren, was in dem Hause verborgen sey. Gerade kam ein wohlgekleideter Herr heraus mit einem Knaben an der Hand, den wollte er fragen. Zugleich war aber auch diesem Knaben und seinem Vater die sonderbare Gestalt des Tyroler-Jungen mit dem Tintensäß-



chen aufgefallen, und so war die Bekanntschaft bald gemacht. Der fremde Herr, dem das offene treuherzige Gesicht des kleinen Tyrolers mit seinen hellen blauen Augen gar wohl gefiel, hatte ihm bald das Nöthigste abgefragt, und ihm ein Nachtlager zu verschaffen versprochen. Er wohnte nicht weit davon in der Kronenstraße, und nahm den zerklumpteu Jungen sogleich mit nach Hause. Die Frau daheim wunderte sich nicht wenig, als sie so unerwartet einen kleinen schwarzen Gast hereintreten sah, der einem Schornsteinfeger gleich sah, das Häßlein ausgenommen. Als aber der Herr Doctor sagte: „Frau! dieser Knabe soll heute bey uns über Nacht bleiben“, da verfinsterte sich ihr Gesicht, und man konnte wohl bemerken, daß ihr das gar nicht geschickt komme. Indessen wagte sie es doch nicht, ihrem Manne zu widersprechen; sie machte daher dem Kleinen in einem Kämmerlein zwar nicht ein Bett,

aber doch ein weiches Lager zurecht, auf welchem er sich, nachdem er etwas gegessen hatte, gleich zur Ruhe legte; denn er war müde. Als der Doctor den andern Morgen erwachte, sagte er zu seiner Frau: „Höre, was denkst du dazu, wenn wir den kleinen Friedli (so hieß der Tyroler-Knabe) bey uns behielten, und lassen ihn in die Schule gehen, und etwas lernen?“ — „O Mann“, — erwiderte die Frau Doctorin, — „wie magst du daran denken? du wirfst mir doch nicht noch eine Last aufladen wollen? wir haben ja Sorge genug mit der Erziehung unseres Wilhelm.“ — „Gerade deswegen“, — fuhr der Doctor fort, — „möchte ich es wünschen; ich denke, es würde wohlthätig für unsern Sohn seyn, wenn er einen Gesellschafter hätte, mit dem er gemeinschaftlich lernen könnte, er würde dann eifriger werden, und der Friedli scheint mir ein sehr fähiger Knabe zu seyn, er würde den Wilhelm bald

einholen. Auch sieht er sehr offenberzig und aufrichtig aus, das könnte vielleicht auch wohlthätig auf Wilhelm wirken, der seit einiger Zeit, wie ich mit Schmerzen sehe, sich allerley Unwahrheiten zu Schulden kommen läßt." — Die Frau hatte noch manche Einwendungen zu machen; der Herr Doctor aber sagte: „wir wollen es einmal probiren; wird es dir dann zu schwer, oder will sich der Friedli nicht in unser Haus schicken: so können wir ihn immer wieder entlassen." — Die Frau Doctorin ergab sich nun darein. Sie war eigentlich eine gutmüthige Frau, aber sie liebte die Bequemlichkeit, und es wurde ihr schwer, sich zu irgend einer Veränderung zu entschließen, welche einige Mühe kostete. So wohnten sie z. B. seit Jahren in der Kronenstraße in der Friederichsstadt in einem Hause, das dem Doctor schon deswegen sehr ungelegen war, weil er seine meisten Kunden in der eigent-

lichen Stadt Berlin, in der Gegend der Nicolai- und Marien-Kirche, hatte, und also gewöhnlich sehr weit gehen mußte; aber er konnte seine Frau nicht dazu bewegen, mit einer andern Wohnung zu ziehen, weil sie die Beschwerclichkeit des Auszugs scheute. Hatte sie aber sich zu etwas entschlossen, dann führte sie es auch mit Treue und Beharrlichkeit aus. Das durfte auch Friedli erfahren. Sobald sie aufgestanden war, suchte sie ihm unter Wilhelm's Kleibern eine noch gute ganze Kleidung aus; diese mußte er, nachdem er sich zuvor am ganzen Leibe mit Seife gewaschen, anziehen, seine alten Kleider, die man eher Lumpen heißen konnte, wurden in ein Bündel gebunden, und auf den Urbau geworfen, das Käsklein aber, in welchem nicht mehr viel Linte war, wurde zum Andenken in dem kleinen Kämmerlein aufbewahrt. Bey'm Frühstück erschien ein wohlgebildeter hell aussehender Knabe mit schönem

braunem Haar und in reichlichen Kleidern, und der Doctor fragte seinen Wilhelm: „Mathe, wer das ist.“ Wilhelm aber erkannte den Friedli nicht mehr; so ganz anders sah er aus. Er freute sich sehr, als er hörte, daß Friedli dableiben, und sein Gesellschafter werden sollte. Denn zu den wilden Gassenjungen wollte ihn sein Vater nicht lassen, und wenn ihn zuweilen doch der Trieb zur Geselligkeit verführte, des Vaters Gebot zu übertreten, und der Vater examinirte ihn darüber; so legte er sich auf's Leugnen. So hatte er das Lügen gelernt, was seinem Vater vielen Kummer verursachte; und doch hatte dieser wegen seines Berufs nicht Zeit genug, um ihn immer unter der Aufsicht zu haben, und die Mutter sah dem einzigen Sohne, der zugleich ihr einziges Kind war, zu viel durch die Finger. Diesem Uebelstand wollte der Vater dadurch abhelfen, daß er dem Wilhelm einen Kameraden gab, von dem

er hoffte, er werde aufrichtig genug seyn, die Wahrheit zu gestehen, wenn er ihn darum befragt würde. Ob er da nicht zu viel gewagt und gehofft hatte, das wird der Verlauf der Geschichte zeigen. Ich hoffe, es werde noch gut gehen.

## Zweites Kapitel.

### Die Lawine.

Nach dem Frühstück zündete der Doctor seine Pfeife an, und sagte zu Friedli: „Mun-hdr' einmal, erzähle mir deine Geschichte: wie kommst du von Tyrol hierher, und wie bist du nach Tyrol gekommen? Denn daß du kein Tyroler bist, das ver-räth deine Sprache.“ — „Das hab' ich auch nicht gesagt, daß ich ein Tyroler sey“, — erwiderte Friedli, — „ich habe nur gesagt, ich komme aus Tyrol, und dieß ist wahr.“ — „Du hast Recht“, — fuhr der Doctor fort, — ich würde dich sonst

auch nicht in mein Haus genommen haben; weil ich deine Sprache sogleich erkannte. Aber fange nur deine Erzählung an.“ Friedli hing an zu erzählen.

„Ich bin geboren in der Nähe von Schopfheim im Badischen Oberlande auf einer Mühle, welche mein Vater in Pacht hatte.“ — „Und wie hieß dein Vater?“ — unterbrach ihn der Doctor. — „Ich heiße Klippmüller“, — gab Friedli zur Antwort, — „und mein Vater wird auch so geheissen haben.“ — Da machten alle Drey große Augen, und der Doctor sagte: „Klippmüller? so heiße ich ja auch. Wie hieß dein Großvater?“ — „Balthasar Klippmüller.“ — „Und wohnte in?“ — „In Schopfheim.“ — „Und war ein Leinweber?“ — „Ja“, — sagte Friedli ganz erstaunt, — „woher wissen Sie das?“ — „Du mußt wissen“, — antwortete der Doctor, — „daß ich auch aus der Gegend von Schopfheim gebürtig bin

und daß dein Großvater meines Vaters Bruder gewesen ist. Sey mir willkommen in meinem Hause, Urenkel meines Großvaters, und danke Gott, daß Er es so gesügt hat, daß wir gerade zusammengetroffen sind. Und du Frau, siehst du nun, wie gut es ist, daß wir uns durch keine Bedenklichkeiten haben abhalten lassen, dem Worte Gottes zu folgen: „Brich dem Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe in's Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch.“ Jes. 58, 7. — Die Frau Doctorin wurde roth, und winkte ihrem Manne: er habe ja Recht, er solle nur stille seyn. Friedli mußte fortfahren zu erzählen:

„Meine Eltern waren arme, aber fromme Leute. Sie mußten sich recht wehren, um von dem kärglichen Erwerb ihrer Pachtmühle sich und ihre drey Kinder zu ernähren. Sie sagten oft zu uns: „wenn

euch Gott nicht durch die Welt hilft, wir können euch nicht hindurch helfen. Nicht einmal das tägliche Brod können wir euch anschaffen. Das thut der Vater im Himmel, und hat's bisher gethan.“ Zwey Mal in der Woche durfte ich zur Schule gehen, die übrige Zeit mußte ich das Vieh hüten. Doch hab' ich lesen und schreiben gelernt, so zur Noth. Wie ich acht Jahre alt war, starb meine gute Mutter, und drey Tage darauf auch meine Schwester; nun hatte ich nur noch einen älteren Bruder. Nicht lange darauf kam der Sohn von dem Manne, dem unsere Mühle gehörte, aus der Fremde, und trat, als die Pachtzeit abgelaufen war, die Verwaltung der Mühle selbst an. Nun mußten wir das Haus räumen, und hatten kein Obdach und keinen Fußbreit eigenes Land. Der Vater verkaufte die wenige Habe, welche er noch besaß, und zog mit uns nach Graubünden in der Schweiz. Dort pachtete

er

er wieder eine Mühle, in welcher es viel zu thun gab. Sie stand hoch am Abhang eines steilen Berges, von welchem der Gießbach herabstürzte, der die Mühlräder trieb. Es waren unterschlächtige Räder, und die Mühle hatte zwey Gänge. Hinter unserem Haus stieg der Berg noch hoch hinan, viel höher als der höchste Kirchenturm, den ich je gesehen habe, und ich habe doch auch große gesehen. Hoch über unserm Hause stiegen die Schneefelder an, die im ganzen Sommer nicht schmolzen. Da war so viel Schnee, und so tief, daß man ihn mit hunderttausend Wägen nicht hinwegführen konnte. Nicht weit von uns waren mehrere Sennhütten, wo die Hirten aus dem Thal im Sommer wohnten, und da herum waideten sie ihre Kühe. O das sollten sie einmal sehen, wie das so schön ist, wenn Morgens die Sonne kommen will, und die hohen Schneeberge ausseh'n, als hätten sie gegen den scharfen Morgen-

wind ein rosenfarbenes Halstuch angezogen, und wenn dann die Kühe mit ihren großen Schellen das Morgengeläute auf den Matten anstimmen, und die Hirten auf den Bergen umher den Kuhreigen d'rein singen. Es war ein alter Mann unter ihnen, gar ein ehrlicher, frommer Greis, den habe ich oft auf seinem Waideplatz besucht. Er lehrte mich allerley schöne und heilsame Kräuter kennen, z. B. den Frauenschuh, den Gamander, das Wiesengoldröschen, das Alpenröschen, das Schneeglöckchen u. dgl., und erzählte mir allerley Geschichten von Gemsenjägern und fremden Reisenden. Er wußte auch allerhand schöne Lieder, und sang sie mir zuweilen am Abend vor, wenn die Heerde eingetrieben war. Ich kann aber nur noch eines davon."

„O sing es uns doch“, — rief die Mutter, — „ich höre so gern schöne Lieder.“

Friedli sang sein Lied in der Schweizer-Mundart.

Auf Hochdeutsch heißt es ungefähr so:

Glockenklang  
Tönt entlang,  
Wann der Sonn zu Berge steigt;  
Schöner doch  
Tönt es noch,  
Wann das Herz vor Gott sich neigt.

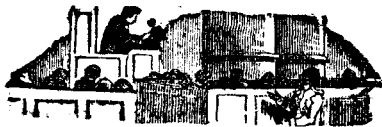
Hoch und schön  
Gletscher steh'n  
An dem Berg im Sonnenschein:  
Höher dringt,  
Wenn's gelingt,  
Unser Herz zum Himmel ein.

Der die Heerd'  
Gütig nährt  
Auf den Matten, in dem Thal,  
Ruht zu Sich  
Dich und mich;  
Ladet uns zum Himmels-Mahl.

Wann zum Grab  
Tief hinab  
Einst der Hirt' vom Berge zieht  
Blickt das Herz  
Himmelwärts,  
Wo der ew'ge Frühling glüht.

„Schön“, — sagte der Vater, — „der alte Hirte gefällt mir; nun fahre in deiner Erzählung fort.“

Friedli erzählte: „Ich hätte mir's gefallen lassen, an diesem einsamen Orte zu bleiben: denn ob wir gleich ein ärmliches Leben führten, so hatten wir doch keinen Mangel. Aber Gott hat es anders haben wollen. An einem Sonntage im Juny, es war ein heißer Tag, hatten wir unser Haus zugeschlossen, und giengen in die Kirche, welche anderthalb Stunden weit entfernt war.



Der Herr Pfarrer predigte über das Gleichniß vom Senfkorn, (Matth. 13.) und sagte unter Anderem: „Wenn ein Mann einen Baum setzt, bleibt er dann auch dabei stehen, um zuzusehen, wie er wachsen wird? Nein das thut er nicht; er denkt: der wird schon wachsen, er braucht mich nicht dazu. Er weiß auch, daß der Baum langsam wächst, daß das Gedeihen von oben kommt, und

daß auch manche Winterstürme und Windstöße über ihn kommen werden, ohne sein Gedeihen zu hindern, denn das kommt von oben. Vielleicht erlebt er es nicht einmal, daß der Baum Früchte bringt. Das hat auch nichts zu sagen; so haben es seine Kinder zu genießen. Sehet, so ist es auch mit dem Leben eines Menschen. Wenn er nur in dem Seinigen treu ist, das Gedeihen und Wachsen kann er ruhig Dem anbefehlen, der Bäume und Menschen durch Seine Kraft erhält, und Der es auch manchmal nöthig findet, Winterstürme und Windstöße über sie ergehen zu lassen.“ — „Das hat uns angegangen“, — sagte der Vater auf dem Heimwege, — „das wollen wir uns merken; wir haben's bis jetzt schon erfahren, und werden's vielleicht in Zukunft noch mehr erfahren müssen. Ach wie viele Stürme sind schon über mein Haupt gegangen! — Halt! was war das?“ — „Gott sey uns gnädig und barmherzig, das ist

eine Laubwinde gewesen.“ — Ein furchtbarer Donner Schlag war gefallen, und ein heftiger Windstoß war das Thal herabgekommen, der uns fast umgeworfen hätte. Wir eilten nun, so schnell wir konnten, das Thal hinauf; als wir aber um die Bergede herum waren, von wo aus man die Mühle sehen konnte; — Gott! welcher Schrecken! — da war das ganze Thal mit der Mühle, und den nächsten Sennhütten, und mit den schönen blumigten Matten, im Schnee begraben. Eine Weile standen wir stumm vor Schrecken da, und schauten traurig diese Verheerung an; dann aber faßte sich der Vater wieder, und sagte: „Kinder! was habe ich vorhin gesagt? Wir werden noch mehr Stürme erfahren müssen. Sehet, jetzt ist's eingetroffen, früher als ich selber dachte, früher als es der Herr Pfarrer dachte, da er heute davon predigte. Das hat ihn Gott geheissen, damit unsere Herzen vorbereitet und gestärkt würden, einen so schweren

Schlag auszubalten. Und sehet, wie bey Allen, was Gott thut, so ist auch hier das Glück größer als das Unglück; wir haben zwar unsere Wohnung und unser weniges Geräthe darin verloren; aber wir selbst sind doch durch die Gnade Gottes am Leben erhalten worden. Wie leicht hätten wir können in unserem Hause erschlagen werden.“ — „Ja“ — sagte mein Bruder — „wenn wir nicht gerade in der Kirche gewesen wären.“ — „Vergesst das nicht“, — fuhr mein Vater fort, — „und versäumet nie die schönen Gottesdienste des Herrn, schon aus Dankbarkeit, weil euch ein Kirchgang das Leben gerettet hat.“ — Wir versprachen es unserem Vater, immer daran zu denken; aber freilich bin ich jetzt schon lange nicht mehr in eine Kirche gekommen, weil ich in meiner schlechten zerrissenen Kleidung es nicht wagte, unter andere Leute hineinzusitzen. Manchmal stellte ich mich



hinter die Thüre, um wenigstens etwas von der Predigt zu hören.“

Wilhelm. Aber Vater, sag' mir doch, was ist denn eine Lawine?

Der Vater. Das soll dir der Friedli sagen, der wird's wohl am besten wissen.

Friedli. Sieh, Wilhelm, auf den hohen Bergen in der Schweiz, da liegt oben haushoher Schnee; denn der alte geht nicht weg, und alle Jahre kommt neuer dazu. Wenn nun da droben nur die geringste Erschütterung erregt wird, daß z. B. ein Reisender stark auf dem Boden auftritt, oder ein Abgolein auf einen Felsen schiebt, und nur ein kleines Schneeflöckchen losreißt, so groß wie eine Haselnuß, und rollt über die Schneefelder hinab, so setzt sich unterwegs immer mehr Schnee d'ran; gleich ist's so groß wie eine Wallnuß, ein paar Schritte weiter wie ein Apfel, dann wie ein Kopf, dann wie ein Faß, und je größer es wird, desto mehr Schnee reißt

es mit sich fort; da wird's denn bald so groß wie ein Haus, und endlich, wenn's in's Thal kommt, ist es wie ein kleiner Berg, und zerschmettert Alles, was ihm im Wege steht, die stärksten Bäume, ganze Häuser und Dörfer. Einen solchen Schneesturz nennt man dann eine Lawine. Der alte Hirte hat mir oft erzählt, daß auf den höchsten Bergen, wo Alles voll Schnee und Eis ist, und keine Menschen wohnen, täglich viele Lawinen stürzen, und die Eisthäler zudecken, und daß die Reisenden, welche über solche hohe Berge ziehen, deswegen so leise als möglich auftreten müssen, und nicht einmal laut sprechen dürfen, damit die Luft nicht erschüttert wird; denn schon das könnte ein Schneeflöckchen losmachen, und die Reisenden könnten unter einer Lawine begraben werden.

Wilh. O, da möchte ich nicht hin, ich will lieber hier in Berlin bleiben, da hat man keine solche Schneestürze zu fürchten.

Der Vat. Das wird sich zeigen. Vielleicht kriegst du doch noch einmal Lust dazu.

Die Mut. Aber, was ist denn aus dem alten Hirten geworden?

Friedli. Ach, den hat die Laumie erschlagen. Das Bergsteigen wurde ihm in seinem Alter zu sauer, deswegen konnte er im Sommer, so lange er in der Sennhütte war, nicht mehr zur Kirche gehen. Er las dabei in seiner Bibel, und betete in der Stille sein Sonntagsgebet. Ich denke, er sey gewiß in den Himmel gekommen.

Der Vat. Das wollen wir hoffen. Aber fahre nun fort zu erzählen.

Friedli. Wir blakten noch einmal wehmüthig in's Thal zurück, und lehrten dann wieder um zum Dorfe. Die Leute erstaunten, als wir ihnen den Unfall erzählten, und hatten Mitleiden mit uns; aber sie waren zu arm, uns zu helfen. Nun stand uns wieder die weite Welt offen; aber wohin sollten wir uns wenden? Der Vater

erinnerte sich, daß einer seiner Jugendfreunde in Tyrol wohne, und hatte gebürt, er habe sich dort durch Handelschaft ein großes Vermögen erworben. „Vielleicht“, — sagte er, — „kann er uns eine Beschäftigung anweisen, daß wir unser täglich Brod verdienen können. Wir wollen zu ihm reisen.“ Uns war das schon recht. Wir zogen also über die Berge hinüber nach Tyrol. Als wir aber in dem Städtchen ankamen, wo der Jugendfreund wohnen sollte, hieß es, er sey vor Kurzem gestorben. Nun war unsere Lage trostlos. Mein Bruder, der den Kummer des Vaters nicht länger mit ansehen konnte, ließ sich ohne sein Wissen unter ein Schweizer-Regiment anwerben, das nach Holland bestimmt war, und als der Vater zu seiner großen Betrübniß es erfuhr, war es zu spät, und der übereilte Schritt konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Am nämlichen Tage zogen einige Tyroler-Knaben an dem Hause vorbei, in

welchem uns ein gutmüthiger Tyroler aufgenommen hatte; sie trugen kleine Zintenfässer auf dem Rücken, und waren, wie man uns sagte, auf dem Wege nach Deutschland, um dort ihre Tinte zu verkaufen, oder vielmehr bey dieser Gelegenheit durch Almosen ihren Unterhalt zu erwerben, da ihre Aeltern zu arm waren, um sie zu Hause zu behalten. Ich hatte gleich Lust, mit ihnen zu ziehen. Mein Vater aber wollte es nicht haben. Da ich ihm aber keine Ruhe ließ, und unser guter Wirth ihm ebenfalls zuredete: so entschloß er sich endlich, obwohl bitter ungern, mich gehen zu lassen. Mein Vater und mein Bruder versertigten aus Edel-Eschenholz, das ihnen unser Tyroler verschaffte, ein kleines Fäßchen, und schnitten zum Kennzeichen ein Mühlrad in den Boden mit den Buchstaben F. K., und der Tyroler verschaffte uns auch Tinte, um es zu füllen. Am gleichen Tage, da mein Bruder forttrafste, rißte ich auch

ab. Der Abschied von dem lieben Vater wurde uns schwer. Er hatte sich entschlossen, eine Mühle aufzufuchen, und sich als Mühlknecht zu verbinden, um sein eheliches Stück Brod mit seiner Hände Arbeit zu erwerben. Unter vielen Thränen gab er uns seinen väterlichen Segen, und empfahl uns der Obhut des barmherzigen Gottes, der der Vater der Waisen ist. Wir konnten vor Weinen kein Wort herausbringen, eilten davon, und ließen draußen im Freyen unsern Thränen den Lauf. Noch zwey Stunden konnten wir auf Einer Straße mit einander ziehen, dann gieng das Scheiden von Neuem an. Mit gepreßtem Herzen nahmen wir Abschied von einander, und dann zog Jeder in Gottes Namen seine eigene Straße. Ich war eine Zeitlang ganz betäubt von dem Gedanken, jetzt so verlassen und einsam in der Welt zu seyn, und erst am andern Tage, da mir's wieder etwas leichter um's Herz war,

fieng ich an, mich in der Gegend umzusehen, durch die mich mein Weg führte. Ich kam durch Boralberg nach Oberschwaben, und von da nach Stuttgart. Hier gefiel es mir wohl, und gern wäre ich auch da geblieben, wenn mich nur Jemand hätte behalten wollen. Aber freylich, man konnte mir's nicht ansehen, daß ich eine Helmath suchte. Einmal, als ich gerade über den Liliensplatz \*) gieng, redete mich ein Mann an, der aus Tyrol gebürtig war, und in Stuttgart ein Handwerk trieb. Er wohnte in einem benachbarten engen Gäßchen, und nahm mich zum Mittagessen mit. Ich erzählte ihm meine Geschichte; da er aber hörte, daß ich kein geborner Tyroler sey, ließ er mich wieder ziehen. Vielleicht hätte er mich bey sich behalten, wenn ich wirklich aus Tyrol gewesen wäre.

\*) Wahrscheinlich meint er den Ilsenplatz; denn einen Liliensplatz gibt es meines Wissens in Stuttgart nicht.  
d. W.

Der Vat. Und hätte man das christlich nennen können, Wilhelm?

Wilh. Nein, Vater, weil der Heiland sagt, daß alle Menschen unsre Nächsten seyen, die unserer Hilfe bedürfen.

Der Vat. Wo sagt der Heiland das?

Wilh. In der Geschichte vom barmherzigen Samariter.

Der Vat. Recht. Nun weiter, Friedli.

Friedli. In Stuttgart habe ich auch einen großen Graben gesehen, der mehr als 50 Schuh breit ist, und über den ich kleine Rinder habe springen sehen. Wie meinst du, daß das zugehe, Wilhelm?

Wilh. Das ist ja gar nicht möglich, das glaube ich nicht.

Friedli. Ja, und was noch mehr ist, sie können nicht einmal hineinfallen.

Wilh. Nun weiß ich schon, wie das ist. Da wird eine Brücke drüber gehen mit einem Geländer.

Friedli. Mein, aber noch etwas. Es ist dort auch eine große steinerne Brücke mehr als 30 Schuh breit, die hat keinen Bogen, und kein Wasser unter sich. Sie geht bis an den Graben hin, aber nicht darüber.

Wilh. Nun, da werde einmal einer klug daraus. Das kann ich nicht verstehen.

Friedli. Ich will dir sagen, wie das ist. Es ist eine große breite Straße da, die heißt: der große Graben\*); und auf diese Straße stößt eine andere, die heißt: die neue Brücke.

Wilh. Ja so, das glaub' ich, das ist etwas Anderes.

Der Vat. Du sagst von einer Brücke ohne Wasser; wißt ihr denn auch, was das für ein Wasser ist, über welches man ohne Brücke gehen kann?

Wilh. O! ich weißes, Vater. Wenn da Wasser gefroren ist, dann kann man dar-

\*) Jetzt die Königstraße.

über gehen ohne Brücke. Im vorigen Winter bin ich auch über die Spree gegangen.

Der Vat. Aber, wer ist auch über das Wasser gegangen, ohne daß es gefroren war, und ohne Brücke?

Friedli. Jesus auf dem See Genesareth.

Der Vat. Recht so. Nun weiter.

Friedli. Ich blieb mehr als acht Tage in Stuttgart. Dann reiste ich weiter nach Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt, Leipzig, und so kam ich endlich hieher.

Die Mut. Hast du denn überall Tinte verkauft? Wie konnte denn das kleine Fäßchen voll so weit reichen?

Friedli. Ach, das Tinteverkaufen ist bey den Tyroler-Knaben nur ein Vorwand, um Almosen zu bekommen, und so war's auch bey mir. Wenn mein Fäßchen auf die Neige gieng, so füllte ich es wieder mit Wasser auf.

Wilh. Du hättest ja auch können Tintenzug kaufen, und wieder frische Tinte

Friedli. Einmal habe ich das auch gethan; aber zu andern Zeiten hatte ich nicht so viel Geld übrig, und mußte oft froh seyn, wenn ich nur genug zu essen, und eine erträgliche Lagerstätte zum Schlafen bekam.

Die Mutt. Und hast du seitdem nichts von deinem Vater gehört?

Friedli. Nein. Wir haben es mit einander ausgemacht, daß Jeder von uns Dreyen von Zeit zu Zeit Nachricht von seinen Umständen an unsern guten Tyroler-Wirth geben soll; aber ich habe noch nichts geschrieben.

„Nun, das wollen wirndächstens besorgen“, — sagte der Vater, — und damit hatte die Erzählung für dieß Mal ein Ende.

---

### Drittes Kapitel.

#### Das Riesen-Gebirge.

---

Wie froh der Friedli war; daß er nun einmal eine Heimath gefunden hatte, das könnt ihr euch denken; denn des Umher-

laufens war er längst müde geworden. Zu der Reise von Tyrol bis Berlin hatte er fast ein ganzes Jahr gebraucht, und da war's ihm besonders im Winter oft recht hinderlich gegangen bey seinen dünnen und zersehten Kleidern, und er hätte gern irgendwo eine Anstellung als Schuhpuzer oder Hausknecht angenommen, wenn ihn nur Jemand gedingt hätte. Nun hatte er's viel besser bekommen, als er sich's je wünschen konnte; nun hatte er nicht bloß zu essen, sondern auch gut und genug; nicht nur eine Wohnung, sondern auch eine Familie; nicht nur zu arbeiten, sondern auch Gelegenheit, etwas Rechtes zu lernen, daran sollte es jetzt ernstlich gehen. Friedli war zwölf Jahre alt, Wilhelm eilf; aber um wie viel war Wilhelm schon voraus! Friedli mußte sich recht zusammennehmen, wenn er ihn einholen wollte. Der Doctor schickte ihn zuerst in eine Privatschule, wo sich der Lehrer alle Mühe mit

ihm gab, um das Versäumte bald hereinzubringen, und da Friedli gute Gaben hatte, und fleißig war, so gieng es erstaunlich schnell mit seinen Fortschritten. Schon in einem halben Jahre hatte er es so weit gebracht, daß er mit Wilhelm in die „graue Klosterschule“ gehen konnte. Der Vater hatte im Sinn, Beide einmal die Arzneikunde studieren zu lassen; aber er sagte dem Friedli nichts davon. In der Vacanz-Zeit pflegte der Doctor eine Erholungs-Reise in das Schlessische Riesen-Gebirge oder in's Sächssische Erz-Gebirge zu machen; da durften nun die beiden Knaben auch mit. Das war eine Freude! Die Mutter gieng nicht mit, sondern besuchte unterdessen ihre Verwandten in der Nähe von Berlin, und das Haus wurde während dieser Zeit geschlossen. Der Vater ließ den beiden Knaben große blecherne Kapseln machen, welche sie an ledernen Riemen über die Schulter hängten, um

allerley schöne Blumen und Pflanzen, welche sie auf den Bergen und in den Gebirgs-Thälern fanden, darin aufzubewahren. Da



fand Friedli manche Blume, die er schon von den Schweizer-Bergen her kannte und zu benennen wußte; noch viel mehr solche aber, die er nie gesehen hatte. Kamen sie dann Morgens in die Herberge, so wurden die Blumen aus den Kapseln herausgenommen, auf dem Tisch ausgebreitet und jede besonders zwischen zwey Blätter trockenes Papier gelegt; darnach wurden sie über Nacht zwischen zwey Brettern eingepreßt, und den andern Tag zog man weiter, nahm die gesammelten Vorräth mit, und sammelte wieder neue. Aber auf diesen hohen Bergen findet man nicht blo

schöne Blumen und seltene Pflanzen, sondern auch schöne und seltene Steine, und von solchen hatte der Doctor daheim auch eine Sammlung angelegt, die er jedes Jahr vermehrte. Deswegen haire er auch einem jeden von den Knaben einen Stock machen lassen, auf welchem oben ein Hammer befestigt war, um die Steine vom Gebirge abzuschlagen, oder, wenn sie zu groß waren, kleinere Stücke daraus zu machen. Dazu hatte Jeder neben der blechernen Kapsel auch noch einen ledernen Sack, den sie am Abend mit Steinen gefüllt in die Herberge trugen, so daß sie wohl an einem solchen Tage recht müde wurden; aber man hörte keine Klage aus ihrem Munde; die Freude war viel größer als die Müdigkeit, und Morgens waren sie schon wieder mit der Sonne aufgestanden, um eine neue Berg-Reise anzutreten. Sie fanden schöne Stücke Granit, Quarz und Bergglimmer, auch manchmal einen schönen Edelstein,

Amethyst, Topas, Chalcedon, die aber freilich nicht geschliffen waren. Auf dem Erzgebirge fuhr der Vater auch mit ihnen in die Erzgruben hinab, und zeigte ihnen, wie die Metalle in der Erde wachsen, aus der Erde hervorgeschafft, und dann in den Schmelzhütten zum Gebrauch zubereitet werden. Außerdem führte er auch auf diesen Reisen immer eine kleine gläserne Flasche mit Weingeist bey sich, zu welchem Zwecke? das will ich euch gleich sagen. Er hatte nämlich zu Hause auch eine Sammlung von Käfern und Insekten, deren es so viele häßliche, aber auch manche recht schöne gibt, und welche alle an dem künstlichen Bau ihres kleinen Körpers die Spuren der manchfachen Weisheit des Schöpfers tragen. Wenn sie nun auf ihrem Wege einen seltenen Käfer oder ein schönes Insekt fanden, so wurde das sorgfältig aufgehoben, und sogleich in das Glas mit Weingeist geworfen, wo es ohne große



Schmerzen alsbald starb. Abends wurden dann diese kleinen Thierchen herausgenommen, vorsichtig in Baumwolle gewickelt, und dann in kleine Schächtelchen gepackt. Auf diese Weise brachte man die kleinen Geschöpfe unverdorben nach Hause. Wenn die Wanderer von der Reise wieder zurückkamen, und die Mutter begrüßt hatten, dann gieng die allgemeine Freude noch ein Mal an. Nun wurden die mancherley Schätze ausgepackt, der Mutter jedes Stück vorgezeigt, und dabey erzählt, wie und wo dasselbe gefunden worden war; denn das hatten sie gleich bey'm Auffinden für jedes Stück auf ein besonderes Zettelchen geschrieben. Da gab es denn eine ganze Reihe von Erinnerungen und Erzählungen ihrer kleinen Reise-Abenteuer, welche ihnen den angenehmsten Nachgenuß der Reise gewährten. „Sieh, das ist der Stein“, — sagte Wilhelm, — „der mir den Berg hinabrollte, als ich ihn eben fassen wollte,

wollte, und da wäre ich beinahe in einen Abgrund gestürzt, als ich ihm nacheilte.“ — „Und das ist die schöne Blume“, — sagte Friedli, — „die ich kaum mit meinem Arme auf dem Felsen erreichen konnte, wo dann das Geröll unter meinen Füßen wich, und ich zwanzig Schuh tief auf dem Bauche hinunterrutschte.“ — „Ja, ich seyd doch rechte Wagehälse“, — setzte die Mutter hinzu, — „um so ein paar elende Steine und Blumen sezet ihr euer Leben und euren gesunden Leib auf's Spiel.“ — „Aber, Mutter“, — erwiderte Wilhelm — „wie kannst du das sagen? Elend! Sieh doch ein Mal an, wie diese Erzstuf glänzt, als wäre sie lauter Gold. Es ist freilich nur Schwefelkies; aber halte es nur einmal an die Sonne.“ — „Ja, und diese Blume“, — fiel Friedli ein, — „von welcher der Vater gesagt hat, sie sey selten, daß es Jahre lang anstehe, bis man eine finde; ist's da nicht der Mühe werth? Weihnachtmorgen. 2. Aufl.

daß man einen Tag lang nach ihr sucht? Wenn man auch müde wird, was thut das?“ — „Und denke auch daran, liebe Frau,“ — sagte der Vater, — „daß so viele Menschen um einer elenden Lust willen, die nicht so viel werth ist als diese Blume, nicht bloß ihr Leben und ihre Gesundheit, sondern auch ihr ewiges Heil in jener Welt auf's Spiel setzen. Da sind wir doch noch klüger. Und wenn wir auch an diesen freilich todtten Dingen die Weisheit und Güte Gottes bewundern lernen, und bedenken, daß, der dem kleinen Käfer da zu essen, und dieser Blume schöne Kleider gibt, auch uns das



Nöthige nie werde fehlen lassen, wenn wir unser Vertrauen auf Gott durch den Blick in die Wunder Seiner Werke stärken las-

sen: siehe, so ist die Zeit nicht verloren. — „Du hast freilich recht“, — entgegnete die Mutter; — „aber denke auch, wie viel Angst ich allemal ausstehen muß, so lang ihr fort seyd, da ich eure Verwegenheit kenne.“ — „Das hättest du nicht nöthig. Wir empfehlen uns täglich der Bewahrung Gottes, und wenn du das auch alle Tag thust, so kannst du ganz ruhig seyn, wir sind es auch.“

Nun gieng es in die Naturalien-Sammlung, für welche der Doctor ein eigenes Zimmer hatte. Da wurde jede Pflanze, jedes Stein, jedes Käferchen zu seinen Kammerden in sein Fach und in seine Ordnung gelegt. Bey dieser Gelegenheit wies der Vater die Knaben darauf hin, wie in der großen Haushaltung Gottes, wo Alle durcheinander zu liegen scheine, doch so eine genaue und bestimmte Ordnung sey, und wie auch die Menschen daran lernen müßten, geordnet zu leben, denn Gott sey ein

Gott der Ordnung. — Das war überhaupt seine Sache, die ganze Natur auf den Menschen, als die Krone der Schöpfung, zu beziehen, und überall an das kleinste Steinchen oder Pflänzchen eine allgemeinere Belehrung anzuknüpfen, so daß ihm auch die ganze leblose Natur als eine große Predigt Gottes an die Menschen erschien, die mit der noch größeren Predigt Gottes in Seinem Wort nicht im Widerspruche stehen könne, sondern durchaus übereinstimmen müsse. Ja er war überzeugt, daß diese beiden großen Bücher, welche Gott für die Menschen geschrieben hat, einander gegenseitig erklären, und daß man deswegen kein rechter Naturforscher seyn könne, ohne ein rechter Bibelforscher zu seyn. — Neben seinem Naturalien-Kabinet war ein kleines Kämmerlein, in welchem nichts stand als ein Tisch und ein Stuhl und mehrere Bibeln. Hier hielt er sich fleißig auf, und forschte in der heiligen Schrift. Auf der Thüre des Na-

turalien-Kabinet stand mit großen Buchstaben: „Offenbarungen Gottes. Erster Theil.“ — Auf der Thüre des Kämmerleins standen die Worte: „Offenbarungen Gottes. Zweiter Theil.“ An einer Wand hieng eine Tafel mit dreißig Edelsteinen, welche nach dem Wort Gottes das Neue Jerusalem schmückten. Darunter stand die Aufschrift: „Offenbarungen Gottes. Dritter Theil.“ Er hielt es für nöthig, die beiden Knaben schon in frühen Jahren zu diesem Blick in die Natur und in die Bibel anzuleiten, damit sie um so eher verwahrt blieben vor der Gefahr, welcher gewöhnlich die Arzt- und Naturforscher ausgesetzt sind, über die Beschäftigung mit der Natur ihren Schöpfer und Sein Wort vergessen, und vor dem lebendigen Gott abzufallen. Der Erfolg hat auch gezeigt, daß dieser Unterricht fruchtbar gewesen ist.

Uebrigens müßt ihr nicht meinen, als ob es bey den beiden Knaben so ganz ohne allen Anstoß fortgegangen wäre. Es hatte ein jeder seine eigenen Fehler, und wenn sich Einer nicht gut in die Fehler des Andern schicken kann, so gibt's Händel. So gieng's da auch. Friedli hatte ein lebhaftes, schnelles, hitziges Temperament, er brauste leicht auf, wurde schnell zornig, aber eben so schnell auch wieder gut. Dann that's ihm leid, wenn er Jemand durch schnelle Worte oder übereiltes Betragen beleidigt hatte, und er war gleich geneigt, um Verzeihung zu bitten. Wilhelm dagegen war, wie wir schon wissen, nicht ganz aufrichtig, und sagte oft eine Unwahrheit, bloß weil er des Lügens schon gewohnt war, manchmal aber auch mit Ueberlegung. Wenn nun Friedli dahinter kam, daß ihn Wilhelm belogen hatte, so wurde er unwillig, und da setzte es manchen Streit ab; oder wenn der Vater eine Unredlichkeit bey Wilhelm

merkte, und fragte den Friedli darüber, so war dieser nicht im Stande es zu leugnen von selber aber klagte er Wilhelm nie an. Kam es nun heraus, und Wilhelm wurde gestraft, so machte er dem Friedli Vorwürfe darüber, und da konnte es wieder ein paar Tage lang unfriedlich aussehen. Weil aber Friedli dankbar erkannte, wie viele Wohlthaten er in diesem Hause geniesse, so gab er sich auch alle Mühe, durch Gefälligkeit und Dienstfertigkeit gegen alle Glieder des Hauses seine Dankbarkeit zu beweisen, und das erwarb ihm die ganzliche Zuneigung und Liebe des Vaters und der Mutter, und versöhnte ihn. Ich sah wohl einmal, daß er sich über seine Lügenhaftigkeit zu schämen habe, weil sie nicht bloß eine Befeidigung der Menschen ist, sondern auch Sünde gegen Gott selbst; aber kostete ihn großen Kampf, bis er nach und nach frey davon wurde. Denn es ist v

leichter, sich vor einer Sünde zu hüten, als, wenn man sich einmal mit ihr eingelassen hat, wieder los von ihr zu werden; wie es auch leichter ist, seine Kleider vor Befleckung in Acht zu nehmen, als, wenn man sie einmal befleckt hat, sie wieder zu reinigen. Der besorgte Vater kam ihm in diesem Kampfe treulich zu Hülfe durch Vorstellungen, Ermahnungen, Gebet und Vorhaltung von nachahmungswürdigen oder abschreckenden Beispielen. Eines dieser Beispiele muß ich euch doch auch erzählen. Es könnte da oder dort Einem nützlich seyn.

### Der Sieg des Kapitel.

Lucie und Hannchen waren Gespielinnen von gleichem Alter, und besuchten beide eine Armenschule, in welcher sie in weiblichen Arbeiten unterrichtet wurden.



Beide waren bekannt als fleißige Lernbegierige Kinder, thätig bey der Arbeit und frohlich bey'm Spiel. Lucie war ein selbst offenherziges, aufrichtiges Kind, das die Lüge fürchtete, und die Wahrheit redete. Hannchen aber hatte die üble Gewohnheit sich mit List und Falschheit zu helfen. Schon manchmal hatte sie einer Mitschülerin Verweise zugezogen für ein Vergehen, <sup>sich</sup> selbst begangen hatte. Zuweilen hatten die Mitschülerinnen <sup>im</sup> Verdacht heiltüchtlicher Kniffe; aber sie waren schlau genug, sich wieder hinauszurede

indessen ist kein Lügner so geschickt, sich fortwährend einen guten Namen zu erhalten, und so wurde am Ende auch Hannchen als Lügnerin erfunden.

Eines Tages, als Lucie mit einem Auftrag für ihre Mutter die Straße hinabgieng, sah sie Hannchen unter einem Thorweg stehen, in ihrer Hand eine Tasse von chinesischem Porcellan, in welche sie bemäht war, ein herausgebrochenes Stück wieder einzusetzen. Sie war so vertieft in ihrem Geschäft, daß sie es gar nicht merkte, wie Lucie auf sie zukam, und als diese sie anredete: „was machst du da, Hannchen?“ fuhr sie erschrocken zusammen. Sobald sie sich aber wieder gesammelt hatte, bat sie Lucien, sie möchte doch Niemanden etwas von dem sagen, was sie gesehen habe.

Lucie: Du weißt, ma' ... ich nichts Böses über ... aussagen würde, und es ... mich wohl auch Niemand darum fragen; ist dir aber ein Unfall begegnet, so

wird es bey weitem das Beste seyn, wenn du deiner Mutter die Wahrheit gerade heraus sagst. Das Zusammenstücken da hilft dir nichts; es bricht doch gleich wieder auseinander.

Hannchen: Ich weiß es wohl; aber wenn ich es nur ganz aus meinet Hand bringe, so habe ich nicht soviel zu fürchten.

Lucie: O Hannchen, ich bitte dich, handle nicht so hinterlistig; mag der Schaden noch so groß seyn, so ist's doch das Kürzeste und Sicherste, die Wahrheit zu sagen.

Hannchen: Wenn ich die Tasse an ihren Platz stelle, und nichts davon sage, so ist mir die Strafe erspart; dann brauch ich nicht zu lügen. Man wird sie ein Zeit lang nicht wieder herabnehmen, und unterdessen wird es vergessen, daß ich sie gehabt habe.

Lucie: O Hannchen, das kann unmöglich recht seyn; wenn wir Jemanden

leidigt haben, sollen wir es offen bekennen, und den Schaden nach unsern Kräften wieder zu ersetzen suchen. Wenn es nun auch nie herauskäme, daß du die Tasse zerbrochen hast, so würde doch dein Gewissen dir immer Vorwürfe machen und dich peinigen; und wenn es endlich doch herauskommt, so wird man nur um so unzufriedener mit dir seyn, weil du es hast verhehlen wollen. Ueberdies, wenn du gleich jetzt gesagt hast, du wollest es nicht wegdugnen: so wird dir das doch schwer werden, wenn man dich später einmal darüber fragen sollte. Sieh, ich habe da sechs Groschen bekommen, die will ich dir schenken, daß du wieder eine andere Tasse kaufen kannst; und nun komm, ich will mit dir nach Hause gehen, und deine Mutter bitten, daß sie nicht zornig seyn soll.

Hannchen: O Lucie, sechs Groschen helfen da nichts, die Tasse ist wenigstens drey Gulden werth, und kann für kein

Geld wieder zusammengepaßt werden, und was das Schlimmste ist, sie gehdrt nicht einmal meiner Mutter, sondern der alten Madame Thorburg, der wunderlichsten Frau von der Welt. Wie wird sie in Zorn gerathen, wenn sie hdrt, ich habe ihre chinesische Tasse zerbrochen.

Lucie: Du bist ganz im Irrthum über diese Frau. Es gibt keine gütigere, freundlichere Dame. Wenn einem ein Unglück begegnet, und man sagt ihr die Wahrheit, so weiß ich gewiß, daß sie darüber nicht in Zorn geräth. Daß du sie fürchtest, kommt bloß daher, weil du nicht weißt, wie gütig sie ist.

Hannchen: Was hilft mir Alles das? ich kann doch nicht mit ihr davon reden, weil mich die Adchin ohne ihr Wissen mit der Tasse fortgeschickt hat.

Lucie: Ach, Hannchen, nun sieh, wie viel Unheil aus einer einzigen Unredlichkeit entspringt, wie sie zu vielen Unredlich-

keiten führt, durch welche die erste verdeckt werden soll. Ach, wie unglücklich mußt du seyn!

Hannchen: Ja, ich habe freylich jetzt große Angst; aber die Köchin ist Schuld daran, sie hätte mich nicht sollen in Versuchung führen, das zu thun. Ich habe noch nie so etwas gethan, und will's auch nie wieder thun.

Lucie: Nun, das hoffe ich. Es war allerdings sehr unrecht von der Köchin, dich zum Bösen zu verführen; aber doch wissen wir auch das, daß wir in keine Sünde willigen dürfen, wenn wir auch noch so sehr versucht werden, und deswegen hat sie nicht allein den Fehler gemacht. Wir bitten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Deshalb sollen wir auch nicht zu denen gehen, welche uns versuchen wollen. Aber was kannst du nun machen? Es ist mir bange für dich, sehr bange.

Hannchen brach in Thränen aus, und schluchzte heftig. „Was kann ich thun?“ — sagte sie. — Lucie umarmte sie zärtlich und erwiderte: „Du weißt, was die Schrift sagt: „Wer seine Sünde bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit finden.“ So fasse nun Muth zu einem offenen Bekenntniß, beklage dein Vergehen vor Gott, und bitte Ihn um Vergebung und um Seine Gnade, daß du nicht wieder so sündigest; denn wenn du dir selber traust, wirst du gewiß wieder fallen. Und dann bekenne auch der Madame Thorburg den ganzen Verlauf der Sache; wenn sie auch unwillig wird, du kannst doch nichts Besseres thun, und wenn es geschehen ist, so wird es dir viel leichter um's Herz werden. Auf jeden Fall kann sie nicht so unwillig werden, wenn du deinen Fehler selbst gestehst, als wenn sie nachher auf einem andern Wege ihn erfahren muß.“



Hannchen versprach, sie wolle Lucien's Anweisung folgen, und so giengen sie auseinander. Aber Hannchen war nicht aufrichtig; es war ihr um das Vorgefallene nur deswegen leid, weil sie Strafe zu befürchten, nicht, weil sie Gott damit beleidigt hatte, und es war ihr nicht darum zu thun, Seine Vergebung und Gnade zu suchen, sondern nur darum, nicht vor den Menschen verrathen zu werden. Es war nicht, wie sie zu Lucie sagte, das erste Mal, daß sie sich eines solchen Vergehens schuldig machte, sondern sie war vielmehr schon ein solches Betragen gewohnt. Unredliche Leute bezeugen keine Achtung und Ehre gegen einander; so schlich sich denn auch Hannchen still in's Haus, und stellte die Tasse auf das Brett, just als wenn nichts geschehen wäre, unbekümmert darum, wenn auch der Vorwurf wegen der zerbrochenen Tasse auf die Köchin fiel. Diese hatte keinen Verdacht, gab ihr noch

ein Stück Pflaumenkuchen, und Hannchen gieng, vergnügt über das Gelingen ihrer List, nach Hause.

Lucie war herzlich bekümmert; so bald sie allein zu Hause war, kniete sie nieder, und demüthigte sich vor Gott, und bekannte, daß von Natur die nämlichen Sünden auch in ihrem Herzen seyen. Sie dankte Gott dafür, daß sie durch die sorgfältige Wachsamkeit und die frühzeitige Unterweisung ihrer guten Mutter vor solchen verkehrten Wegen bewahrt worden war, und daß die Gnade Gottes einen Haß und Abscheu vor der Lüge und Liebe zu dem Gesetz des HErrn in ihr gewirkt hatte. Sie betete ernstlich um Vergebung für ihre Gespielin, und um die Kraft des heiligen Geistes, daß sie bey der Liebe zur Wahrheit erhalten werden möge. Denn sie wußte wohl, daß, wer da steht, wohl zusehen muß, damit er nicht falle.

Von dieser Zeit an standen die beiden Mädchen nicht mehr in einem so vertrauten Verhältniß wie zuvor. Hannchen fürchtete immer, Lucie möchte eine ungeliebte Frage an sie machen, und Lucie wollte nicht zubringlich seyn. Nach einigen Monaten gieng einmal die Thüre der Armenschule auf, in welcher die beiden Mädchen waren, und wer trat herein? Niemand anders als Madame Thorburg selbst. Hannchen zitterte, ihr Gewissen sagte ihr: Nun sind deine schlaunen Umtriebe an den Tag gekommen, und die Dame ist deswegen gekommen, dich vor der ganzen Schule verächtlich darzustellen u. c.; — aber Madame Thorburg hatte ein anderes Geschäft. Sie gieng damit um, andere Dienstboten anzunehmen, und wollte daher bey der Vorsteherin der Schule anfragen, ob sie ein Mädchen in ihrer Schule habe, das sie ihr empfehlen könne. Hannchen und Lucie, die zwey

ältesten Mädchen, wurden aufgerufen. Hannchen war die größte und stärkste von Beiden, und auch im Nähen geschickter, gab sich auch alle Mühe, sich recht vortheilhaft hinzustellen. Madame Thorburg prüfte Beider Arbeit, machte einige Fragen an sie, und da Hannchen wenigstens älter ausseh, so gab sie dieser den Vorzug. Lucie würde den Platz gern angenommen haben; aber sie war ein gutes Mädchen, und ließ deswegen keine Mißgunst gegen ihre Gespielin aufkommen, viel weniger fiel es ihr ein, etwas von ihren Fehlern zu verrathen. Um folgenden Tage kam Hannchen mit ihrer Mutter zu Madame Thorburg, und sie zwifelten nicht im Geringsten, daß sie die Stelle erhalten werde. Nach einigen andern Fragen sagte die Dame: „Höre, mein Kind, bist du nie vorher in diesem Hause gewesen?“ — „Nein, Madame“, — erwiderte Hannchen, — „in meinem Leben

nicht.“ — „Bestimme dich recht“, — fuhr Frau Thorburg fort, — „und gib keine übereilte Antwort.“ — Hannchen bestand darauf, sie sey nie da gewesen. Hierauf öffnete Frau Thorburg die Thüre eines Kabinetts, und brachte die nämliche chinesische Tasse heraus, welche Hannchen zerbrochen hatte, und fragte, ob sie dieselbe nie gesehen habe? Hannchen entfärbte sich, und zögerte mit der Antwort; endlich erklärte sie: „nein, sie habe sie nie gesehen.“ — Hierauf sagte Madame Thorburg: „Ich kann dich nicht zur Magd brauchen, ich sehe, daß du ein heimtückisches Mädchen bist. Ich weiß, daß die Köchin, welcher ich jetzt aufgekündigt habe, ein böses Weibsbild ist, und ich würde mit einem armen Kinde, das durch sie verführt worden ist, Mitleiden gehabt haben; aber ein Mädchen, das in seiner Falschheit und Hinterlist so beharrt, kann ich nicht in mein Haus aufnehmen. Du weißt, daß du dich

in diesem Hause oft hast zu Betrügereyen brauchen lassen, und diese habe ich zufällig erfahren, seit ich gestern in eurer Schule gewesen bin.“ — Hannchen versuchte sich zu entschuldigen, und ihre Mutter hat sehr für sie; aber vergeblich. Frau Thorburg entließ sie, und wünschte ihr auf den Weg, sie möchte sich durch diesen Vorfall zur Besserung antreiben lassen. Die arme Lucie kam nun in den Verdacht, Hannchen verrathen zu haben, aber ganz ungerechter Weise. Man hatte die Tasse in dem Hause gesehen, wohin sie von der Köchin, gefüllt mit kostbarem Zuckerwerk, durch Hannchen geschickt worden war, und nachher war sie zerbrochen in Hannchen's Hand gesehen worden von einem Trödler, der sie der Frau Thorburg hatte wieder zusammenkitten sollen. So leitete eine Entdeckung auf noch mehrere, und alle Schliche Hannchen's kamen an den Tag.

Madame Thorburg gieng wieder in die Armenschule, und fragte die Vorsteherin, ob sie unter ihren Schülerinnen ein Mädchen habe, dem keine Falschheit zuzutrauen sey? „Ja, Madame“, — erwiderte die Vorsteherin, — „ich denke, Lucie ist ein solches Mädchen, sie ist mehr als vier Jahre in der Schule gewesen, und ich habe sie nie über einer Unwahrheit angetroffen, oder auch nur die geringste Neigung zur Verheimlichung und Treulosigkeit an ihr wahrgenommen. Wenn's einen Streit unter den Kindern gibt: so ist er durch Lucien's Vermittlung bald wieder beigelegt, und wer sie kennt, bedenkt sich nicht, ihren Worten in großen und kleinen Dingen vollen Glauben zu schenken.“ Auf dieses Zeugniß hin entschloß sich Frau Thorburg, Lucien anzunehmen. Mit den besten Zeugnissen und einer schönen Bibel, welche ihr die Vorsteher schenkten, wurde sie aus der Armenschule entlassen.

Sie blieb mehr als zehn Jahre in dem Hause der Frau Thorburg, und zeichnete sich fortwährend durch ihre Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe aus, wurde auch nachher gut versorgt, und lebt noch, geachtet von ihrer vorigen Herrin und Allen, die sie kennen.

Hannchen dagegen schämte sich, wieder in die Armenschule zurückzukehren, bekam deswegen auch keine Zeugnisse, und darum hielt es schwer, für sie einen Platz zu bekommen. Aber Alles das heilte sie nicht von ihrer verkehrten Neigung zur Unwahrheit. Sie bekam mehrere Plätze um ihrer Geschicklichkeit willen; verlor sie aber wieder durch ihre Unredlichkeit. Zuletzt hatte sie eine Stelle als Kindsmädchen, und wenn sie mit den Kindern ausgeschickt wurde, damit sie sich in der freyen Lust ergehen möchten, schloß sie dieselben in einem benachbarten schmutzigen Hause ein, und machte sich unterdessen mit ihren

Gespielinnen lustig. Dieß gieng so eine Zeit lang fort, ohne daß es herauskam; aber als sie eines Tages nach Hause kam, sah eines von den Kindern, ein lieber kleiner Knabe von Einem Jahr, blaß und übel aus, und schrie, als hätte er große Schmerzen. Man fragte Hannchen, ob ihr etwas mit dem Kinde begegnet sey; allein sie läugnete es standhaft, und die Eltern glaubten ihr. Als aber das Kind immer mehr abzehrte und kränker wurde, entschloßen sie sich endlich, nach dem Arzt zu schicken. Als Hannchen dieß gewahrte, lief sie davon, denn ihr Gewissen sagte ihr, daß sie das Kind vernachlässigt habe, und die schärfste Strafe verdiene. Nachdem der Arzt das Kind untersucht hatte, fand er, daß es auf dem Rücken schrecklich verletzt war, und obgleich alle Mittel angewendet wurden, zehrte es sich doch in einigen Wochen elendiglich aus, und starb. Von Hannchen hat man in

ihrem

ihrem Geburtsorte nie wieder etwas gehört. Diese wahre Geschichte zeigt auf eine auffallende Weise, wie das Lügen den Menschen unglücklich macht. O lernet doch die Wahrheit lieb gewinnen: denn nur die Wahrheit macht wahrhaft glücklich.“

Der Geist der Offenherzigkeit

Ist eine edle Gnad',

Durch die ein jedes Herz gedeiht,

Das ihn empfangen hat.

Wilhelm's Vater merkte wohl, daß sich der Knabe viele Mühe gab, von seiner Lügenhaftigkeit frey zu werden, und daß es ihm nicht recht gelingen wollte. Er merkte aber auch, wo eigentlich der Fehler liege. Wilhelm meinte, in seiner eigenen Kraft mit guten Vorsätzen diesen starken Feind bezwingen zu können, und diese eigene Kraft wollte dazu nicht hinreichen. Der Vater ließ ihn eine Zeit lang mit solchen vergeblichen Versuchen sich abmühen, um ihn zur Erkenntniß sei-

Reichthum

4

ner Schwäche kommen zu lassen. Als er dachte, es sey die rechte Zeit, nahm er ihn einmal allein, und sagte zu ihm: „Wilhelm! wenn Jemand einen faulen Zahn hat, der ihm viele Schmerzen macht: was muß er thun?“ — „Er muß zum Zahnarzt gehen, und ihn herausziehen lassen, wie ich's voriges Jahr machen mußte. Der Zahnarzt sagte auch, ich hätte doch keine Ruhe bekommen, der Zahn habe müssen herausgenommen werden.“ — „Nun gut“, — fuhr der Vater fort, — „warum hast du ihn nicht selbst herausgezogen?“ Wilhelm lächelte: „O Vater, wie hätte ich denn das können? der Zahn saß ja so fest.“ — „Richtig“, — erwiederte der Vater, — „das ist wahr, er saß fest; aber weißt du denn auch, was noch fester sitzt, und doch willst du es selber herausziehen?“ — Wilhelm fieng an zu merken, was der Vater meinte, die Thränen stiegen ihm in die Augen, er antwortete nicht. — „Sieh“,

— sagte der Vater, — „deine Neigung zum Lügen sitzt noch viel fester in deinem Herzen als der Zahn im Kiefer, und doch meinst du, du könntest dich selber davon frey machen. Ich sehe wohl, daß es dein ernstlicher Vorsatz ist, und daß du dir viele Mühe gibst; aber es wird dir so nicht gelingen. Du mußt einen Arzt aufsuchen, der dir den Stockzahn der Lügenhaftigkeit herausziehen kann, und mußt ihn herzlich darum bitten, daß er es je eher je lieber thue. Du wirst wissen, was für einen Arzt ich meine?“ — Wilhelm winkte Ja, redete aber nichts. „Versuche es einmal mit diesem Arzte, und bitte ihn täglich, daß Er dir helfen wolle. Es wird freylich nicht ohne Schmerzen abgehen, so wenig als das Zahnausreißen; aber diese Schmerzen sind bald überstanden, und wie ist's einem nachher so wohl! Willst du mir's versprechen, den Heiland fleißig anzurufen?“ — Wilhelm versprach's, und hielt es auch

Aber es gieng nicht auf einmal besser. Nach einigen Tagen kam wieder eine Verletzung, die er nicht überwinden konnte. Freilich betete er nicht um Kraft dagegen, weil die Lust zu mächtig war, und er sie nicht überwinden wollte, sonst würde es anders gegangen seyn. Er hatte eine Gesellschaft von Seiltänzern gesehen, die auf den Abend spielen wollte. Da hätte er gar zu gern auch dabey seyn mögen. Weil er aber wußte, daß es der Vater nicht erlauben würde: so erdichtete er einen Vorwand, um ausgehen zu können. Zwar schlug sein Herz schon lauter als sonst, da er die Lüge aussprach; aber so bald er auf der Straße war, suchte er sein Gewissen durch allerley Ausflüchte zu beruhigen. Nur noch dieß eine Mal, sagte er zu sich selbst, aber das soll gewiß das letzte Mal seyn. Nun, wir wollen sehen, wie es gieng. Kaum war Wilhelm eine halbe Stunde bey dem Schauspiel gewesen, das ihn so

ergözte, so brach eine Schranke neben ihm zusammen, und ein Balken schlug ihn an das rechte Schienbein. Der Schlag war zwar nicht hart; aber da gerade an diesem Theile des Körpers jede Verletzung sehr schmerzlich und schwer zu heilen ist, so war er doch bedeutend genug. Kaum konnte sich Wilhelm mit der größten Mühe nach Hause schleppen, und kaum war er daheim, als der ganze Fuß gewaltig anschwell, und ihm die heftigsten Schmerzen verursachte. Unter vielen Thränen, welche ihm theils der Schmerz, theils die Reue auspreßte, bekannte Wilhelm seinen Eltern seine Versündigung, und bat sie um Verzeihung. Der Vater aber hatte über diese Verwundung, welche er bey genauer Untersuchung mehr schmerzlich und langwierig als gefährlich fand, eine geheime Freude; denn er hoffte, dieses Leiden werde seinen Sohn von seinem Sünden-schaden gründlich kuriren. Diese Hoffnung

täuschte ihn auch nicht. Die Kur war schmerzhaft; aber der Lügenzahn war ausgezogen. Wilhelm ließ sich nie wieder eine Unlauterkeit zu Schulden kommen.

## Fünftes Kapitel.

### Das Weihnachtsfest.

Das Weihnachtsfest mußte Wilhelm noch im Krankenbette feiern. Das war ihm sehr leid. Indessen ließen ihm die Eltern das Bett in die Wohnstube bringen, damit er an aller Freude Theil nehmen könnte. Es war Sitte in des Doctors Haus, die Christgeschenke erst am Morgen des Weihnachtsfestes, nicht schon am heiligen Abend, aufzustellen. „Nur die Hirten“, — pflegte er zu sagen, — „haben das Vorrecht gehabt, dem neugebornen Heiland der Welt noch in der Nacht zu begrüßen; die Uebrigen haben das große Ereigniß erst

am Morgen erfahren, als sie aufgestanden waren.“

Die beiden Knaben hatten in freudiger Erwartung ihrer Weihnachtsgaben nicht lange schlafen können, und die Eltern standen auch frühzeitig auf, weil in der Bethlehemskirche, zu welcher sie sich hielten, die Predigt eher anging. Sobald die Lichter brannten, wurden die Knaben herbeigebracht, und schauten nun über rascht, was ihnen die mütterliche Liebe sorgsam noch bis spät in die Nacht hinein zubereitet hatte. Schöne nützliche Bücher und allerley Werkzeug zu Papp- und Holzarbeiten machten die Hauptsache aus, für Spielereyen waren sie schon zu groß. Es dauerte lange, bis sie Alles der Ordnung nach besehen und wiederbesehen hatten. Wilhelm hatte eine schöne Naturgeschichte mit vielen illuminirten Abbildungen bekommen, da gab's viel zu sehen und zu zeigen. Friedli hatte eine schöne Lieder-



sammlung zu seinem Antheil erhalten, die ihn sehr freute, weil er ein Freund vom Gesang war. Als die Eltern zur Kirche giengen, mußte Friedli dableiben, damit Wilhelm nicht allein sey. Ihr werdet denken, das werde kein Müßsen für ihn gewesen seyn; aber ich muß euch nur sagen, daß Friedli gern in die Kirche gieng, und auch recht aufmerksam war; denn der Vater fragte allemal Mittags: „Was habt ihr von der Predigt behalten?“ und außerdem hatte Friedli für seinen eigenen Genuß eine Freude daran, eine Predigt zu hören, denn er war nachdenkend und kernbegierig. Ihr dürft auch nicht denken, als die Eltern in die Kirche gegangen, da sey's dann daheim erst recht über die Christgeschenke hergegangen. Nein, Friedli und Wilhelm wußten wohl, wie wichtig die Geburt Christi für die Menschen ist, und daß Er selber viel wichtiger ist als alle Gaben, die wir Seiner Liebe und Freund-

lichkeit verdanken. Friedli setzte sich daher zu Wilhelm an's Bett, und las ihm aus dem neuen Testament die Geschichte von der Geburt Jesu vor. Darnach sangen sie mit einander ein Lied aus Friedli's schönem Liederbuche, das lautete so:

Horch! wie die Schaar der Engel singt,  
Horch! wie die Luft zusammenklingt:  
Sieh! wie da droben Licht erglöh't;  
Sieh! wie's den Erdkreis hell umzieht!

Ob heller leuchte dieser Strahl,  
Ob heller töne der Choral,  
Wer sagt mir das? — der Hirten Chor,  
Der ist auf Einmal Aug' und Ohr.

Von Engelschaaren her erschallt's,  
In Hirtenherzen wiederhallt's:  
„Dem droben in der Höh' sey Ehr'!  
„Auf Erden Friede wiederkehr'!

„Mit Wohlgefallen reich und mild  
„Berkläre Gott Sein Ebenbild!“ —  
So ruft der tausendfache Ton,  
So preist er Gott und Seinen Sohn.

Und wie empor die Engel zieh'n,  
Die Hirten in das Städtlein stieh'n:  
Da liegt der Fürst der Engelschaar  
In einer Krippe wunderbar.

Sie drücken sich, sie beten an,  
Und was die Heerschaar kund gethan,  
Verkündigen sie weit und breit.  
O ewig schöne Weihnachtszeit!

Am Abend kam ein Freund des Doctors, der in der Wilhelmsstraße wohnte, und sich zur Brüdergemeinde hielt. Er war immer ein willkommener Gast im Hause, besonders für die Knaben: denn er brachte jedes Mal etwas Neues, besonders Nachrichten von den Heiden in fremden Welttheilen, die sich zu Christo bekehren, und ihren Lehrern, den Missionaren, so viele Freude machen. Heute hatte er einen Brief von einem Missionar unter den Eskimo's in Labrador auf der nördlichsten Küste von Nord-Amerika. In diesem Briefe war die Weihnachtsfeier des

vorigen Jahres beschrieben, und namentlich die große Freude der Eskimo-Kinder, denen verschiedene Freunde in Europa allerley Christgeschenke hinübergeschickt hatten. „Bei dieser Gelegenheit“, — sagte der Hausfreund, — „bin ich auch an eine Geschichte gekommen, welche die Bekehrung und den seligen Heimgang des Erstlings von den Eskimo's beschreibt. Das war ein Knabe Namens Karpik. Ich will euch diese Geschichte vorlesen, wenn's euch recht ist.“ — „Ach ja, thun Sie das, wir bitten darum“ — riefen Wilhelm und Friedli. Der Hausfreund ließ sich nicht zwey Mal bitten und las.

die Geschichte des Eskimo-Knaben  
Karpik.

Der Missionar Jens Haven schreibt davon an einige seiner Freunde Folgendes:  
„Ich habe Euch in meinem Letzten gemeldet, daß mir der Heiland auf eine

sonderbare Weise einen Eskimo-Knaben, Namens Karpit, zugeführt hat. Dieser ist nun selig aus der Zeit gegangen. Es hat mir wohl weh gethan, ihn zu verlieren; Ihr könnt Euch aber wohl vorstellen, wie groß meine Freude und Dankbarkeit ist über die Gnade und Warmherzigkeit, die der Heiland an diesem armen Heidenknaben bewiesen, der nun die Gnade hat, als der Erstling aus seiner Nation vor dem Throne des Lammes zu stehen, und Ihm für Seine Liebe zu den armen Sündern ewiglich zu danken. Ich habe gedacht, es würde Euch angenehm seyn, zu hören, wie wunderbar dieser Knabe in der Brüder Hände gekommen, wie kräftig sich der Heiland an seinem Herzen bewiesen, und wie er aus diesem Jammerthal seliglich in die Arme seines Schöpfers und Erbsers übergegangen ist. Ich will Euch also seinen Lebenslauf, so viel ich davon habe erfahren können, kurz erzählen.“

„Er war etwa im Jahr 1754 zu Arbatok auf der Küste von Labrador geboren. Nach seiner Aussage starb seine Mutter, da er noch ein kleines Kind war. Daher wurde er in der Pflege versäumt, und weil er nicht reinlich gehalten wurde, vom Ausschlag und Ungezieser sehr geplagt. Als wir 1765 in Labrador waren, hat er den Bruder Drachart auch gesehen, und wie er sagte, sich sehr gewundert, daß dieser alte Angekok (Zauberer), wie ihn die Heiden nannten, so viel von dem großen Herrn im Himmel redete. Als 1767 die Handelsleute mit den Eskimo's in Uneinigkeit geriethen, und Niemand war, der ihre Sprache verstand, und den Streit schlichten konnte, kam es zum Handgemenge, in welchem gegen 20 Wilde, und darunter auch unsers Karpit's Vater, auf dem Platz blieben; er selbst aber wurde, nebst noch einem Knaben, vier Weibern und drey Mädchen gefangen genommen, und

nach Neu-Foundland gebracht. Hier blieben sechs von ihnen. Eine Frau, Namens Mikkael, nebst ihrem Sohne, nahm ein Offizier mit nach England, wo ich sie oft gesprochen habe. Sie kannten mich noch von Labrador her, wo ich in ihrem Zelt eine Nacht geschlafen hatte. Den Karpil behielt der Gouverneur, Sir Hugh Palliser, mit dem Vorsatz, ihn mir zu übergeben. Als ich diesem Herrn bey seiner Ankunft in London 1769 die Aufwartung machte, erzählte er mir von dieser Begebenheit, und ersuchte mich, diesen Knaben in Aufsicht zu nehmen, und zum Dienst bey einer künftigen Mission zu erziehen. Er war aber noch nicht da, und kam erst einige Zeit darnach mit einem Kriegsschiff über Spanien, wo er todtkrank gewesen war. Da ich ihn nun auf des Gouverneurs Befehl abholen wollte, fand ich viele Schwierigkeiten. Ich besuchte ihn indessen fleißig, und bezeugte

ihm meine Freundschaft; allein er hatte selbst keine rechte Lust, mit mir zu gehen. Da er mich jedoch am 27sten März wieder kommen sah, lief er mir entgegen, und sagte: „Ich will mit dir gehen.“ Ich nahm ihn auch gleich mit, und ließ meine erste Arbeit seyn, ihn von seinem Grund und Ungeziefer zu reinigen, und ordentlich zu kleiden. Dieses gefiel dem kleinen Wilden so wohl, daß er eine ungemaine Liebe zu mir faßte. Allein er wollte es bald unrecht verstehen, und mich als seinen Diener ansehen. Seine Wildheit und sein ausgelassenes Wesen zeigte sich ohne Scheu. Ich ließ ihn seine Sprünge machen, wie er wollte, um nicht einen Heuchler aus ihm zu machen; versuchte aber bey aller Gelegenheit, an Sein Herz zu kommen. Allein das war wie ein Stein. Wenn ich ihm sagte, daß der große Herr und Schöpfer aller Dinge ihn gerne wollte selig machen: so wunderte er sich

zwar, sagt aber ohne Empfindung: „Es ist schon gut, denn ich bin ein guter Mensch.“ Der Eigenwille und Hochmuth waren seine Hauptleidenschaften. Kaum war er seinen Unflath los geworden, so wollte er einen mit Gold besetzten Rock und Hut haben. Wenn ich ihm sagte, das würde ihm nichts helfen, er müßte mit dem HErrn, der im Himmel wohnt, bekannt werden, sonst gienge er verloren, meine Sorge gehe dahin, daß er möchte selig werden: so antwortete er: „Dazu werden mir die schlechten Kleider nichts helfen; denn meine Landsleute, die genug schlechte Kleider haben, sterben doch, und kennen nicht den HErrn im Himmel, von dem du so viel redest. Der König trägt ja auch schöne Kleider; warum soll ich sie denn nicht tragen? ich kann deswegen doch mit dem HErrn im Himmel bekannt werden, und zu Ihm kommen.“ Ich sagte zu ihm, ich sey zufrieden, wenn ich ein

Kleid habe, damit ich nicht frieren, und zu essen, damit ich nicht hungern dürfe; nach kostbaren Sachen frage ich nicht, und habe auch kein Geld, ihm schöne Kleider anzuschaffen. Er erwiderte: „So gehe zum König, und laß dir Geld dazu geben.“ — „Gut“, — sagte ich, — „wir wollen gleich zu ihm gehen. Wenn aber der König fragen wird: Was hat Karpiß gelernt? kann er lesen und schreiben? hat er auch den HErrn im Himmel kennen gelernt? — und ich ihm antworten muß: er hat nichts gelernt; so wird der König sagen: Bringe ihn wieder an Bord der Kriegsschiffe, da soll er meinen Offizieren sieben Jahre dienen, und die Schuhe putzen, bis er was lernt. Du weißt, wie die Jungen da tractirt werden. Gefällt dir das, so wollen wir gleich zum Könige gehen.“ — Da fiel er mir um den Hals, und sagte: „Nein, ich will bey dir bleiben, und dir gehorsam sey.“ — Auf

diese Weise übte er mich im Anfang noch öfter, und ich mußte ihn bey all' dem, daß ich ihn sehr lieb hatte, manchmal wider meinen Willen scharf behandeln. Nach drey Wochen merkte ich eine Veränderung an ihm. Er wurde nachdenklich, wenn ich mit ihm von dem HErrn im Himmeln redete, und hörte gern von Ihm. Allein nur ließ sich auch die Feindschaft wider Gott, die in allen natürlichen Menschen liegt, deutlich merken. Er stieß allerley widrige Ausdrücke gegen das höchste Wesen aus, riß mir die Bibel aus der Hand, und wollte sie zerschneiden und verbrennen, weil sie, wie er sagte, von einem Geist geschrieben sey. Seine Unruhe und Verzweiflung gieng so weit, daß er sich das Leben nehmen wollte. In diesem Zustande mußte ich viel Geduld mit ihm haben, und hatte sie gern, weil ich Alles dieß für Kennzeichen ansah, daß er anfieng, zur Erkenntniß seiner selbst zu kommen. Er

rief oft aus: Ajorpunga! „Ich taue nichts, ich bin ein elender Mensch!“ Bey all' dem verlangte er doch nicht von mir weg, und als die Eskimo-Frau Mikkae bey ihrer Milkreise nach Labrador ihm hart zusetzte, daß er mit ihr gehen sollte: so antwortete er immer nur: „Meine Landsleute taugen nichts; ich will bey Johannes-ingoak bleiben, und meinen Schöpfer kennen lernen.“

Dieses gab mir neuen Muth, mich keine Mühe um seine Bekehrung verdrissen zu lassen. Er ließ auch einen guten, natürlichen Verstand, und ein liebhabendes und mitleidiges Wesen an sich blicken, und wurde deßhalb von Jedermann geliebt. Wenn er arme Leute sah, so bedauerte er sie sehr, und wollte gern einem Jeden geholfen wissen. Wenn er einen betrübten Blick an mir gewahr wurde: so hielt er mir einen Spiegel vor, daß ich mein Angesicht sehen sollte, und fragte, was mir

fehle. Sagte ich ihm: „Ich bin über dich betrübt, daß du deinen Schöpfer nicht kenneſt“: ſo hat er, Geduld mit ihm zu haben, er wolle Ihn gewiß kennen lernen. Das Wort: Heiland, Erlöſer konnte ich ihm nicht verſtändlich machen. Ich unterließ aber nicht, ihm die Liebe ſeines Schöpfers, der Menſch geworden, und ihn mit ſeinem Blute vom Verderben erlöſet, anzupreiſen; konnte jedoch für die Zeit noch nicht viel ausrichten.

Da ich nun im Monat Juli eine Reiſe nach Deutschland zu machen hatte: ſo brachte ich ihn mit Gutbefinden der Brüder nach Fulnel in Yorkſhire zu dem Bruder Drachart, den er ſchon kannte. Dieſer nahm ihn auf ſeine Stube, und ließ ihn in der damaligen Kinder-Anſtalt zur Schule gehen. Hier wollte es ihm im Anfang nicht gefallen; da ihm aber die Kinder auf mancherley Art ihre Liebe und Freundschaft bezeugten, gewann er ſie lieb,

und verſicherte mich, ſolche Knaben wären in ſeinem Lande nicht zu finden. Drachart gab ſich alle Mühe, ihn zu unterrichten, und ich habe mich oft der Thränen nicht enthalten können, wenn ich dem guten Vater mit ſeinem Schüler zuhörte. Er brachte es denn mit vieler Mühe ſo weit, daß Karpiſ einen Begriff vom Heiland und von der Verſöhnung durch ſein Blut bekam, und dieſes beforderte ſeine Bekehrung, die, wie Ihr ſehen könnet, durch viele Schwierigkeiten gegangen iſt.

Als er hörte, daß ich wegreiſen wollte, fragte er mich ganz wehmüthig, ob es wahr ſey, ſiel mir um den Hals, weinte überlaut, und ſagte vielmals: „ich kann dich nicht verlaſſen.“ Ich verſicherte ihn, daß ich bald wieder kommen würde; es war mir aber ſo, als ſähe ich ihn zum letzten Mal, und ſo empfahl ich ihn der Gnade und Erbarmung des HErrn.

Wie es weiter mit ihm gegangen ist, werdet Ihr aus ein paar Briefen an mich sehen, die er seinem Lehrer in die Feder dictirt hat:

I. Mein lieber Johannesingoak! Ich freue mich und danke dir für dein erstes Schreiben. Wie viel Monate wirst du noch wegbleiben? Ich verlange gar sehr, dich bald wieder zu sehen. Mein Lehrer gibt mir keine schönen Sachen. Du mußt bald wieder kommen. Ich bin gern bey den Kindern, und meinen Lehrer will ich auch nicht verlassen, weil ich anfangs gern von Jesu Leidensworten zu hören. Ich liebe dich. — Karpik.

II. Ich möchte sterben vor Verlangen, dich bald wieder zu sehen. Ich fange an, eine Neigung zu haben, die Worte vom Jesu Leiden zu hören und zu verstehen. Karpik ist sehr ungeschickt, Gutes zu lernen. Meinen HErrn im Himmel, meinen Erbsen, fange ich jetzt an, kennen zu

lernen. Er wird mich nicht wegwerfen, weil Er mich mit Seinem Blut erlöst hat. Das ist mein Vertrauen. Der große HErr da über uns ist vom Himmel kommen, und Mensch worden, auf daß Er leiden könnte. Er hat all' Sein Blut vergossen, da Er mich von meinen Untugenden erlösen wollte. Er ist von einer Jungfrau geboren worden und hatte einen Leib und eine Seele, weil Er an Leib und Seele leiden wollte. In Seiner Seele hat Er gelitten, da Er meine Seele erretten wollte von der großen Peinigungs-Stelle\*). Am Leibe hat Er gelitten, da Er an das Kreuzesholz angenagelt worden. Er hat fünf Wunden, zwei in den Händen, und zwei in den Füßen, auch eine große Wunde in Seiner Seite, gerade in Sein Herz. Also hat Er für mich gelitten. Ich war des Todes schuldig. Das

---

\*) Er meint die Hölle.



fühle ich, weil mein Heiland, JESUS Christus, für mich so viel hat leiden müssen. Höre, mein kleiner JENS, die Wunde an meinem Bein heilt zu. Ich habe meinen Lehrer lieb, und auch die Knaben. Ich brauche alle Tage die Bücher. Auch lerne ich schreiben. Nun fange ich an, ein wenig besser zu werden. — Karpil."

So weit aus JENS HAVEN'S Schreiben.

In dem Lebenslauf, der bey seinem Begräbniß vor der Gemeinde in Fulnet abgelesen wurde, heist es nach der Erzählung der obigen Umstände also:

Er führte sich in der Schule besser auf, als wir von einem Heidenknaben erwarten konnten, und beobachtete alle Ordnungen so genau, als ob er in derselben Kinder-Anstalt aufgezogen worden wäre. Er war seinen Aufsehern gehorsam, und seinen Gespielen zur Freude. Sie liebten ihn, und er sie. Er gieng gern in die gottesdienstlichen Versammlungen, und war sehr  
auf:

aufmerksam, wenn die Kinder sangen. Er sang oft in seiner Sprache den Vers:

Jesu Krist ussorautigit,  
Nuname Innungorauit,  
Tamarluinneit Innuit  
Akillivikaukit Aungnik.

Auf deutsch:

Gelobet seyst Du, JESU Christ,  
Daß Du ein Mensch geboren bist,  
Und hast für mich und alle Welt  
Bezahlt ein ewig Ebsgeld.

Er lernte auch noch mehrere Verse, und sang besonders die, welche von JESU Leiden handeln, sehr gern und fleißig. Am 12. August wurde er krank. Bey dieser Gelegenheit spürte Bruder DRACHART einige Bewegungen in seinem Herzen. Er verlangte von selbst etwas vom Heiland zu hören. Einmal in der Nacht rief er aus: „Herr JESU! erbarme Dich meiner!“ Ein ander Mal sagte er: „Ich will den Herrn im Himmel, meinen Heiland JESUM CHRISTUM kennen lernen, Er hat mich mit Sel-

nem Blute erlöst 2c.“ Diese Krankheit brach sich mit einem Ausschlag über den ganzen Leib. Er wurde besser, und gieng wieder in die Schule. Am 22. Sept. bekam er die Blattern (Pocken). Man wendete alle Pflege und Arzneyen an, und es schien wohl anzuschlagen. Allein am 3. Oct. zeigte es sich, daß sein Ende herannahete. Die Vorsteher der Gemeinde überlegten, ob er nicht könne getauft werden, und besprachen sich darüber mit Bruder Drachart. Dieser schreibt davon an Jens Haven:

„Ich habe die letzte Zeit ein wahres Verlangen bey ihm gespürt, von Jesu Leiden zu hdren, und er seufzte oft: „O Jesu, ich komme zu Dir, ich weiß sonst nirgends hin. Ich bin ein armer Sünder, und habe ein bbses Herz; aber Du bist für mich gestorben. Sey mir gnädig um Deiner blutigen Wunden willen. Ich verlasse mich allein auf Dich.“ Als ich ihn fragte, ob er wolle zum Heiland gehen, und

ob er noch vorher in der heiligen Taufe mit dem Blute Jesu von seinen Sünden wolle gewaschen seyn, antwortete er auf Beides: „O ja!“ Es versammelten sich also einige Brüder um sein Bett, und er wurde nach einem Gebet in grdnländischer Sprache im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes getauft, und Johannes genannt. Darauf wurde er nach einer Dankagung, ebenfalls in grdnländischer Sprache, zu einem seligen Abscheiden aus der Welt mit Handauflegen eingeseget. In der folgenden Nacht seufzte er noch etliche Mal zum Heiland, und den 4. October Abends um 6 Uhr entschlief er sanft und selig, in einem Alter von 14 bis 16 Jahren.“

„Es ist leicht zu ermessen“, — schreibt Jens Haven — „daß es mir viele Thränen ausgepreßt hat, einen solchen hoffnungsvollen Knaben zu verlieren, der einmal bey seiner Nation von großem Nutzen hätte

seyn können als ein Zeuge, was das Blut Jesu an den Herzen der Wilden thun kann. Aber der Heiland, der die Stunde am besten weiß, wenn Er eine Seele zu sich nehmen soll, hat ihn zu sich in Seine ewige Sicherheit genommen, da er am besten aufgehoben ist. Demselben sey Ehre für alle Gnade und Barmherzigkeit, die Er an diesem Erstling aus der Nation der Eskimo's erwiesen hat."

Als der Hausfreund mit dieser Geschichte zu Ende war, dankten sie ihm Alle dafür, und waren sehr gerührt. „O Mutter“, — sagte Wilhelm, — „wenn wir nur das Alles vor einigen Tagen gewußt hätten, da hätten wir den armen Eskimo-Kindern in Labrador auch etwas auf Weihnachten schicken können. Das ist recht schade.“ — „So, meinst du“, — erwiderte der Hausfreund, — „das gehe so schnell, wenn man etwas dahin schicken will. Das ganze Jahr hindurch geht nur ein einziges Mal

ein Schiff nach Labrador, und wenn man auf nächste Weihnachten etwas hineinsenden will, so darf man nun bald dazu thun.“ — „Nun, da wäre es ja noch Zeit“, — sagte der Doctor, — „wir wollen einmal sehen, daß wir etwas zusammenbringen.“ Das war den beiden Knaben recht. Sie fiengen an, unter ihren Sachen auszufuchen, was für die armen Kinder taugen möchte, und was sie theils leicht entbehren konnten, theils gern verleugneten. Nach einigen Wochen dachte auch der Vater wieder ernstlich daran, eine kleine Sendung nach Labrador zurecht zu machen. Eine Anzahl gemalter biblischer Bilder, kleine Messerchen, Fingerhüte, Haarkämme u. dergl., sammt etwas gebörtem Obst, lag bereit, um zusammengepackt und fortgeschickt zu werden. „Aber wo packen wir das hinein?“ — fragte der Vater.

Wilh. O, da sind ja Kistchen genug in der hintern Kammer, die von Lübeck ge-

kommen sind mit Mineralien, da kann man ja eins davon nehmen.

Der Vat. Von diesem Kistchen ist mir keines fest genug für eine so weite Seereise, wo so leicht Wasser eindringen, und Alles unbrauchbar machen kann. Ich sollte ein kleines Fäßchen haben von gutem hartem Holz.

Friedli. Draußen liegt ja noch mein Zintenfäßchen, das wäre ja gerade groß genug.

Der Vat. Du hast Recht, an das hab' ich nicht gedacht. Du sagst, es sey von Edel-Eichenholz, das ist ein festes, dauerhaftes Holz, so bekomm' ich hier keines, wenn ich es auch neu wollte machen lassen. Aber das Fäßchen muß man vorher reinigen.

Die Mut. Das soll gleich geschehen.

Nun wurde das Zintenfäßchen aus seinem staubigen Winkel hervorgeholt, mit heißer Lauge ausgebrüht, und von allen

Seiten rein gewaschen, so daß es wieder leidlich sauber aussah. Zum Ueberflus pappte Wilhelm es inwendig mit starkem Papier aus, und nun wurde es fest und voll gepackt, dann der Boden wieder aufgesetzt, und wo vorher der Hahnen gewesen, ein Korkholz eingeschlagen, und ein Siegel darauf gedrückt. Einen Brief an die Missionare hatte der Vater auch geschrieben und hineingelegt, und die beiden Knaben hatten ein Brieflein an die armen Eskimo-Kinder dazu gethan, das diese freilich nicht lesen konnten, aber ihre Lehrer haben's ihnen ja übersehen können. Nun übergab der Vater das Fäßchen einem Kaufmann, der es weiter nach England besorgte, von wo es nach Labradorgeschickt werden sollte. „Nun seh' ich's zum letzten Mal“, — sagte Friedli, als es aus dem Hause getragen wurde, — „und ist so lange mein Reisegefährte gewesen.“ — „Sei froh“, — versetzte der Vater, —

„daß du es nicht mehr brauchst.“ —  
 „Das bin ich auch von ganzem Herzen“,  
 — antwortete Friedli.

## Sechstes Kapitel.

### Die Windmühle.



Der Frühling war gekommen, und die täglichen Spaziergänge, welche im Winter wegen der kurzen Tage eingestellt werden mußten, nahmen wieder ihren Anfang. Da sie nicht weit vom Thiergarten entfernt waren, so giengen ihre Ausflüge meistens dorthin durch die dickbelaubten Gänge an irgend einen schattigen Ort, wo sie sich eine Weile setzten, und etwas lasen, oder mit einander redeten. An einem schönen Abend im April, wo es schon ziemlich warm war, saßen sie auf einer Bank nahe

bey der Spree. „Nun, hast du nichts vorzulesen?“ — fragte der Vater seinen Wilhelm. — „Ich habe“, — erwiderte dieser, — „das Liederbuch mitgenommen, das mir Gustav geliehen hat. Da kommt eine schauerliche Geschichte, die will ich einmal lesen.“ — „Ach, wenn's so schauerlich ist“, — fiel die Mutter ein, denn die war diesmal auch dabey — „so will ich's nicht hören. — „Es wird nicht so arg seyn“, — erwiderte der Vater. — „Lies du nur.“ Wilhelm las:

### Agur und Milda.

#### Schwedische Sage.

In Falun einst ein Bergmann war,  
 Mit schwarzen Augen, dunklem Haar;  
 Er war so stark wie eine Ficht' im Wald,  
 Erst dreysig Jahre alt.

Er hieß Agur, und seine Braut  
 Die Maid von Erich Irmetraut,  
 Hieß Milda, hold und lieblich von Gestalt,  
 Erst zwanzig Jahre alt.

Am Sonntag sollte Hochzeit seyn:  
 Deß freu'n sich Alle, groß und klein;  
 Doch muß er noch zuvor am Frentag geh'n,  
 Im Bergwerk nachzuseh'n.

Er steigt hinunter in den Schacht,  
 Er nimmt die Tritte wohl in Acht;  
 Da brechen plötzlich böse Schwaden\*) auf,  
 Und hemmen seinen Lauf.

Und wie er schwindelnd schwankt und fällt,  
 Und sich an Leitersprossen hält,  
 Stürzt schnell der alte Fels auf ihn herab,  
 Und wird sein tiefes Grab.

Zur Abendzeit die barge Braut  
 Bergblick nach den Bergen schaut:  
 Man sucht, man gräbt, und findet von Ugur  
 Nicht die geringste Spur.

Da wird aus Hochzeit Herzeleid;  
 Zum Himmel Milda's Klage schreit,  
 Die Haare rauft sie sich im Schmerze aus,  
 Verschließt sich in ihr Haus.

\*) Giftige Dünste.

Sie betet in dem Kämmerchen:  
 Inled os icke i Frestelsen —  
 „Führ' uns nicht in Versuchung, Herr!  
 hinein!“  
 Erhalt' des Glaubens Schein.

So lebt sie in der Einsamkeit,  
 In tiefer Herzenstraurigkeit,  
 Ihr Auge hängt bey Nacht und Tage nur  
 Am Bilde von Ugur.

Vergessen kann sie seiner nicht,  
 Bis einst ihr Herz im Tode bricht:  
 Als stieg er wieder aus dem Schacht herauf,  
 Als hartete sie darauf.

Indeß das Alter näher schleicht,  
 Der lockern Gold zu Silber bleicht,  
 Ein halb Jahrhundert schwand in schnellem  
 Schwung;  
 Die Liebe, die blieb jung.

Ein new Geschlecht sah sie ersteh'n,  
 Die Alten zu den Vätern geh'n,  
 Vergessen war der vorgehen Zeiten Spur  
 Wie Blumen auf der Flur.

Ihr Auge blickt im Hoffnungschein  
 In's Licht der Ewigkeit hinein,

Dort hofft sie den, der ihr so früh entschwand  
Zu seh'n im Vaterland.

Und sieh', so ist der Zeiten Lauf,  
Man grub die alten Schachten auf.  
„Der alte Berg hat lang genug geruht,  
Sein Erz war einst so gut.“

Was ist der Knappen edler Fund?  
Ein Leichnam zeigt sich tief im Grund,  
Sie bringen ihn herauf an's Tageslicht:  
Wie Erz glänzt sein Gesicht.

Noch unverfehret lag er da,  
Doch kennt ihn Keiner fern und nah:  
Als hätte gestern noch sein Aug' geweint,  
So lag er da versteint.

Und mit der neubegier'gen Schaar  
Auch Milba hergewanket war.  
Sie tritt hinzu; o Wunder! jede Spur  
Sagt ihr: das ist Ugur.

Laut ruft sie: „o, mein Bräutigam!“  
Und wirft sich hin in süßem Gram,  
Umschlingt ihn fest mit heißem Liebesblick,  
Und stirbt. O, welch Geschick!

Die Mutt. Nun, das heißt doch recht  
Treue bis zum Tode.

Der Vat. Ja, wenn Einer den Hei-  
land so treu liebte, wie Milba ihren Ugur,  
der hätte es weit gebracht. Und doch ist  
Er allein einer solchen Liebe werth, die  
alle Gedanken und Empfindungen erfüllt.  
Weißt du, warum, Friedli?

Friedli. Weil Er uns erlößet hat, und  
so viel Gutes thut.

Der Vat. Richtig; aber nicht bloß  
deshwegen. Er ist auch der Liebenswür-  
digste wegen Seiner Person. Sieh',  
Friedli, alle Menschen haben Fehler und  
Gebrechen, Er ist vollkommen; alle Men-  
schen müssen einmal sterben, Er ist der  
Unveränderliche; alle Liebe der Menschen  
unter einander ist mit Eigennuz vermischt,  
Seine Liebe ist allein uneigennützig.

Wilh. Aber, Vater, das ist doch son-  
derbar, daß sie den Ugur nach so langer  
Zeit gleich wieder erkannt hat.

Der Vat. Das finde ich nicht sonderbar. Du mußt bedenken, daß Agur gar nicht verändert war. Wenn er aber in dem Augenblick wieder erwacht wäre, glaubst du, er hätte sie wieder erkannt?

Wilh. Gewiß nicht.

Der Vat. Nun siehe! — Wenn du nach zehn Jahren deinen Vater wieder sehen würdest, Friedli, meinst du, du könntest ihn noch erkennen?

Friedli. O freylich, er ist ja schon in einem Alter, wo man sich nicht mehr so verändert.

Der Vat. Aber dein Vater würde dich schwerlich als seinen Sohn ansehen, weil du alle Jahre größer wirst.

Friedli. Ach, wenn ich nur auch einmal wieder etwas von ihm wüßte. Es ist schon gar zu lange.

Der Vat. Ich habe nun wieder in einem Briefe angefragt, vielleicht kommt bald wieder Antwort.

Friedli. Ich warte mit Schmerzen darauf.

Es stand keine vierzehn Tage an, als der Doctor eines Abends vorschlug, einen Spaziergang auf den Rollberg zu machen. Den Knaben war's recht, denn Friedli war noch nie dort gewesen, und die Mutter wollte auch mit. Es war ein schöner Montag. Hier und da fiengen die Gesträuche an zu blühen, und auf den Wiesen und Ackerrändern standen schon lange die Primeln, der Ehrenpreis, der Günsel, das Leberblümchen und die Taubnessel. Die beiden Knaben waren außerordentlich munter, und hüpfen bald rechts, bald links auf ein schönes Blümchen zu, und nahmen für dieß Mal mit den Alltagsblumen vorlieb, weil es da keine besseren gab. Sie brauchten ungefähr eine Stunde, bis sie zum Rollberg kamen, welches aber nur ein niedriger Sandhügel ist, auf dem mehrere Windmühlen stehen. Friedli hatte



zwar oft die Windmühlen mit ihren mächtigen Flügeln in der Nähe gesehen, war aber nie in eine hineingekommen, und als Müllerssohn hätte er doch gern auch die innere Einrichtung einer solchen Windmühle kennen gelernt. Er bat also den Vater, mit ihnen in eine hinaufzusteigen. Der Vater bewilligte es. Im Hinzugehen stritten Wilhelm und Friedli mit einander, ob die Räder dieser Windmühlen, welche durch die vier Flügel vorgestellt werden, unterschlächtige oder überschlächtige Räder seyen. Friedli sagte: überschlächtige. Wilhelm meinte das Gegentheil. Der Vater hatte den Streit bald entschieden. Die Mühle war im Gang. Sie stiegen die Treppe von außen hinauf, und nun wurde Alles genau besichtigt. Friedli wußte jeden Theil der Maschine zu benennen, und erklärte dem Wilhelm Alles. Die Mutter aber blieb unten stehen, weil sie fürchtete, ihre Kleider staubig zu ma-

chen. „Wo ist denn der Müller?“ — fragte Friedli. „Wir wollen nach ihm sehen,“ — antwortete der Vater, — „er wird nicht weit seyn.“ Gerade kam er von der benachbarten Mühle hergelaufen. Sie stiegen die Treppe herab, und giengen auf ihn zu. Aber was ist das? der Friedli stand wie versteinert. Er sah seinen Vater, und konnte es nicht glauben. „Nun, Friedli“, — sagte der Doctor, — „kennst du den Mann?“ Aber Friedli hieng ihm schon am Halse, und konnte vor Freuden- Thränen kaum ein paar Worte hervorbringen. Der Müller war eben so überrascht, und brauchte einige Zeit, bis er sich gesammelt hatte. Nun gieng von beiden Seiten das Fragen an; der Doctor aber sagte: „Hier ist nicht der passendste Ort zu euren Erzählungen. Kommt Ihr, lieber Vetter, auf ein Stündchen von der Mühle abkommen, so wollen wir da herabgehen in den Kollkrug, da könnet ihr dann einander

fragen und antworten nach Herzenslust.“ Der Müller gieng in seine Mühle, um nachzusehen. Gerade war der Gang leer. Er stellte also die Mühle, schloß die Thüre zu, und gieng mit der Gesellschaft hinab in den Kollkrug, ein ganz nahegelegenes kleines Wirthshaus. Was sie dort einander mitgetheilt haben, will ich euch berichten.

Der Doctor hatte an den redlichen Tyroler geschrieben, und ihn gebeten, sich nach dem Aufenthaltsort des armen Müllers zu erkundigen, und ihm zu sagen, daß er nach Berlin kommen solle; er sey sein Verwandter, und wolle für ihn sorgen. Vom Friedli hatte er aber nichts geschrieben, und hatte auch diesem nichts davon gesagt. Der Tyroler gab sich alle Mühe, konnte aber den Müller lange nicht erfragen, und als er endlich seinen Aufenthaltsort erfahren hatte, so fehlte es dem guten Manne an Reisegeld. Dieß wurde dem Doctor wieder kund gethan.

Er schickte nun Reisegeld nach Tyrol, und so gelang es dem armen Müller, der sich bisher kümmerlich genug hatte durchbringen müssen, die Reise nach Berlin anzutreten. Er kam zu dem Doctor, als die Knaben gerade in der Schule waren. Dieß brachte den Doctor auf den Gedanken, eine noch größere Ueberraschung zu veranstalten. Er verschaffte daher dem armen Müller einstweilen eine Wohnung bey einem guten Freunde, und sagte ihm nichts davon, daß Friedli bey ihm im Hause sey. — Glücklicher Weise fügte es sich, daß eben in diesen Tagen eine Windmühle auf dem Kollberge verkauft oder verpachtet werden sollte. Durch seine Verwendung und Bürgschaft gelang es dem Doctor, den armen Müller als Pächter unterzubringen, und so konnte er gleich hinausziehen. Da der Doctor ein reichliches Einkommen hatte, und sehr mildthätig war, so opferte er gern etwas für seinen Verwandten auf,

den ihm Gott so wunderbar zugeführt hatte. Er schaffte ihm auch eine kleine Haushaltung an, und der arme, durch so viele Unfälle gegangene Mann hatte nun Alles, was er wünschte. Kaum war er acht Tage auf der Mühle gewesen, als der Doctor an jenem Abend sich und den Seinigen das schöne Fest der Ueberraschung bereitete. „Ach wie gut ist Gott!“ — sagte Friedli's Vater, als sie einander ihre bisherigen Erfahrungen mitgetheilt hatten, — „wie hätte ich je denken können, daß noch eine solche Freude in diesem Leben auf mich warte. Es ist doch wahr: wer sich immer auf Jhn verläßt, der wird nicht zu Schanden.“ — „Ja“, — sagte der Doctor darauf, — „Er thut immer mehr, als wir bitten und verstehen.“

Die fröhliche Stunde war wie ein Augenblick vergangen. Der Abend kam herbey, und die frohen Gäste mußten wieder nach Berlin zurück. Es war Freitag. Am

nächsten Sonntag hoffte Friedli seinen Vater wieder zu sehen. Mit gerührtem dankbarem Herzen nahmen sie von einander Abschied, und ihr könnt wohl denken, daß sie auf dem Heimwege keine Langezeit gehabt haben. Am nächsten Sonntag besuchte Friedli seinen Vater wieder. Sie hatten einander noch gar viel zu erzählen, und wurden auch an diesem Tage nicht fertig. Von nun an gieng Friedli alle Wochen zwey Mal zu seinem Vater zum Besuch, und Wilhelm begleitete ihn gewöhnlich. Auch die meisten Sonntage brachte er bey ihm zu. Sie giengen dann mit einander nach Nirdorf in die lutherische Kirche, welche der Prediger des Dorfes Priez besorgt; oder kam sein Vater herein, und brachte den Sonntag bey seinem Vetter, dem Doctor, zu. Auf dem Wege zu seinem Vater verlebte Friedli die angenehmsten Stunden. Sonntags pflegte er sehr früh zu gehen, und

betete unterwegs feir einfältiges Morgen-  
gebet, oder sang ein schönes Morgenlied.  
Eines dieser Morgenlieder, das in seinem  
Liederbuche stand, lautete so:

Sonne, kommst du wieder  
Mit dem schönen Strahl?  
Goldenes Gefieder  
Schwingst du über's Thal.  
Nacht und Schatten weichen,  
Wo dein Schimmer geht;  
Mond und Sterne bleichen,  
Wo dein Athem weht.  
Rothgesäumte Wäldchen,  
Und auf luft'ger Bahn  
Ein gesangreich Wäldchen,  
Ziehen dir voran.  
Und die Thäler rauchen,  
Die der Strom durchfließt,  
Wenn dein warmes Hauchen  
Ihre Tiefen grüßt.  
Schon erhellet dein Funkeln  
Auf dem Thurm den Hahn,  
Und noch schwebt im Dunkeln  
Auf dem Fluß der Rahn.

Gras und Sträucher prangen  
In dem Perlenkranz,  
Festlich zu empfangen  
Deinen Morgenglanz.

Auch die Blümchen heben,  
Wenn dein Strahl sie weckt,  
Sich zum neuen Leben,  
Das der Schläummer deckt.

Tausendfache Farben  
Streut dein Lichtglanz aus;  
Schmückst mit Blumengarben  
Dir dein großes Haus.

Hat's wie Schnee geflimmert  
In dem Blüthenhain,  
Wann dein Morgen schimmert,  
Glüh't's im Rosenschein.

Und des Kindleins Wangen,  
Wann es froh erwacht,  
Hat die Glut umfassen,  
Da du's angelacht.

Mit der Glocken Klingen,  
Mit der Lerchen Ton,  
Morgenlieder dringen  
Auf zu Gottes Thron.

Für die Ruh' der Nächte,  
Für den Morgenstern,  
Für des Lichtes Mächte  
Preisen sie den HErrn.

Auch der in den Qualen  
Heißer Schmerzen wacht,  
Freut sich deiner Strahlen  
Nach der langen Nacht.

Leucht' in seine Kammer,  
Bild von Gottes Licht?  
Oh' der tiefe Jammer  
Ihm sein Herze bricht.

Der dich läßet scheinen  
Ueber Bös und Gut,  
Stille bald sein Weinen,  
Schenk' ihm Licht und Muth.

Die dich jetzt entbehren,  
Eingehüllt in Nacht  
Hinter fernen Meeren,  
Schütze Seine Wacht,

Bis mit Seiner Hilfe,  
Wann die Nacht verjagt,  
Auch dem Dach von Schilfe  
Ew'ger Morgen tagt.

Wann den hohen Bogen,  
Segnend Wald und Feld,  
Du dahin gezogen,  
Freudig wie ein Held,

Sinken wir am Abend  
Vor dem Vater hin,  
Der dich mild und labend  
Deine Bahn hieß zieh'n.

Dem armen Müller und seinem Sohne  
würde zu ihrem Glücke jetzt nichts mehr  
gefehlt haben, wenn sie nur auch von seinem  
älteren Sohne, Friedli's Bruder, Nach-  
richt gehabt hätten, daß es ihm ebenfalls  
gut gehe, aber der hatte seit 2 Jahren nichts  
von sich hören lassen, und vielleicht war er  
gestorben.

## Siebentes Kapitel.

### Das Mühlrad.

So schnell war Friedli noch kein  
Sommer verfloßen; ehe man sich's versah,  
war der Herbst da, und auch dem ließ der  
Winter nicht lange Zeit. Weihnachten  
nahte heran.

O du selige,  
 O du fröhliche,  
 Gnadenbringende Weihnacht-Zeit!  
 Welt gieng verloren,  
 Christ ward geboren,  
 Freue, freue dich, o Christenheit!

So sangen am Weihnachtmorgen Friedli und Wilhelm auf dem Wege von ihrer Schlafkammer zu der großen Stube, wo die Christ-Bescherung aufgestellt war. Mancherley schöne und nützliche Geschenke hatte der heilige Christ gebracht, von dem ja alle guten Gaben kommen. Wilhelm hatte unter Anderem auf seiner Seite einen großen Erd-globus von einem Fuß im Durchmesser, Friedli einen schönen Reißzeug; denn er hatte viel Anlage zum Zeichnen. Aber was stand denn dort hinten auf dem Tische für ein großes Stück, mit seidenen Bändern und Lichtern geziert? Nachdem sie alles Uebrige gesehen hatten, waren sie begierig, auch das genauer zu untersuchen. Und siehe da, es war nichts Anderes als Friedli's Tintenfäßchen. „Aber wie kommt das wieder hieher?“ fragten Beide zugleich. „Das kommt aus Labrador,“ — antwortete der Doctor, — „und will euch sagen, daß es seine Botschaft ausgerichtet,

und den Eskimo-Kindern viele Freude gemacht hat.“ — „Ist's denn ganz leer,“ — fragte Wilhelm, — „oder hast du es noch nicht aufgemacht?“ — Der Doctor erwiderte: „Was sollten dir denn die armen Eskimo's schicken, die selber nichts haben? Etwa eine Portion Schnee? oder ein Stück Eis? Das können wir um Weihnachten näher haben. Indessen wird doch vielleicht ein Brief darin seyn; ich habe es aber noch nicht eröffnet, weil ich euch die Freude lassen wollte. Versucht es einmal.“ Nun gieng es mit Hammer und Beißzange über das Fäßchen her; daß es nicht leer sey, merkten sie gleich am Gewicht. Um so eifriger waren sie, den Boden auszubrechen, um zu dem Inhalt zu gelangen. Zu oberst lag ein Brief an den Doctor, worin die Freude beschrieben war, welche die gesandten Geschenke unter den Eskimo-Kindern verursacht hatten, und der zugleich über den Inhalt des Fäßchens Auskunft gab. Keines gieng leer aus. Die Mutter bekam ein Nadelbüchchen von Wallroszahn, das ein Eskimo verfertigt hatte. Für den Vater waren einige schöne Labradorsteine beige packt, und mehrere getrocknete Pflanzen, wie sie in Labrador vorkommen, z. B. Ewenz-

fuß, Angelica, Waldmeisterlein, Pfefferkraut, Kreuz-Enzian, weißer Steinbrech u. dgl. Friedli aber bekam ein Schifflein (Kajak genannt), von einem Eskimo zierlich aus Holz geschmigt; darin saß ein kleiner fingerslanger Eskimo mit Seehundsfell angethan, und mit seinen Werkzeugen zur Seehundsjagd versehen. Wilhelm erhielt einen Schlitten ungefähr von gleicher Größe, sechs bis sieben Zoll lang, auf welchem zwey Eskimo's saßen, und der Schlitten war mit mehreren Hunden, aus Wallroszahn geschnitten, bespannt. Nicht als Spielerey, dazu waren sie schon zu groß, aber als eine Arbeit von Eskimo's, die so weit her kam, machten diese beiden Stücke den Knaben eine unbeschreibliche Freude, woran auch die Eltern Theil nahmen. „So ein Weihnacht-Fest ist doch noch nie gewesen, das uns solche schöne Geschenke gebracht hätte“, — sagte Wilhelm. — „Ja“, — fuhr Friedli fort, — „und in dieser großen Stadt sind so viele tausend Kinder, welche heute Christgeschenke bekommen, aber so weit her, als wir, hat doch gewiß keines von Allen heute eine Weihnachtgabe erhalten.“ Friedli, dieser

lebhaft bewegliche Knabe, war ganz außer sich vor Freude. Und doch war das Beste noch zurück. „Was?“ — werdet ihr denken, — „kommt denn heute Alles auf einmal? Für diesmal hätte er genug; man sollte ihm auch etwas aufsparen für ein andermal.“ — Seyd nur zufrieden! Wir wollen die freundliche Güte Gottes nicht tadeln, die uns so oft durch den Reichthum ihrer Gaben beschämt. Man sagt im Sprichwort: „es kommt kein Unglück allein.“ Man könnte eben so gut sagen: „es kommt keine Freude allein.“ Wenigstens gieng es diesmal dem Friedli so. Als er eben mitten in seiner Freude war, gieng die Thüre auf, und wen sah er hereintreten? — Vielleicht gar seinen Vater? Freilich, der war es, und der brachte auch ein Weihnachtsgeschenk, das hieß Ulrich, und war ein junger Mann, und war — Friedli's Bruder. Aber dieses Staunen und diese Freude hättet ihr sehen sollen! Friedli wollte ihn gar nicht mehr los lassen, denn die beiden Brüder hatten einander von jeher sehr lieb gehabt. Aber nicht wahr, nun möchtet ihr auch gern wissen, wie der Ulrich noch



Berlin gekommen ist? Das soll er euch selbst erzählen.

„Ich will nichts davon sagen“, — so fieng Ulrich seine Erzählung an, nachdem sie sich in einen Kreis gesetzt hatten, — „wie lange mir noch der Kummer wegen unserer Trennung, und die Sorge um Vater und Bruder nachgieng, das kann sich ein Jedes selbst denken. Aber mein Jammer gieng erst recht an, als ich zu dem großen Transport der Rekruten gestoßen wurde; denn da schien der Abschamm der Menschheit zusammengelaufen zu seyn. Alle möglichen Sünden wurden da ohne Scheu ausgeübt, und den Namen Gottes nannten sie nur, wenn sie fluchen oder lästern wollten. Die meisten waren verdorbene Taugenichtse, die man nirgends hatte brauchen können, und die ihre letzte Zuflucht zum Soldatenstande nahmen. Manche von ihnen waren schon im Zuchthause gewesen; Andere, die nicht so verdorben waren, hatten sich durch die List der Werber oder in trunkenem Muth unbedachtsam in der Schlinge fangen lassen; die saßen in der Verzweiflung da, und blickten trüb in den Boden hinein. Unter ihnen waren einige ordentliche Menschen. Mit einem davon, der bisher Kauf-

mannsdienner gewesen, kam ich in nähere Bekanntschaft. Er erzählte mir, daß er einen Onkel in Antwerpen habe, den er schon längst habe besuchen wollen, um bey ihm eine Zeit lang in seiner Handlung zu bleiben; aber seine Eltern hätten es nie zugegeben. Nun sey er so thbricht gewesen, in der Betrunktheit sich anwerben zu lassen, um so nach Holland zu kommen; er hoffe aber, sein Onkel in Antwerpen werde ihn loskaufen. An diesen jungen Mann schloß ich mich nun näher an, und erwies ihm auch unterwegs manche Gefälligkeiten, so daß er mich lieb gewann, und mir versprach, bey seinem Onkel Alles zu thun, daß auch ich losgekauft würde. Diese obwohl entfernte und ungewisse Hoffnung erleichterte mir doch den Weg nach Holland um Vieles. Denn außerdem wurden wir von den übrigen wilden Kameraden, da wir uns nicht zu ihnen hielten, sehr verspottet und geneckt. Kein Einziger war unter ihnen, der gebetet hätte. Ich konnte bloß in der Stille zu Gott beten, daß Er mich leiten wolle auf ebener Bahn. Auch mein Kaufmannsdienner hielt nicht viel auf's Gebet; seine Eltern hatten ihn nie dazu angehalten. Als wir nach Holland kamen, schrieb er gleich an seinen Onkel, und bat ihn,

uns Selde loszukaufen; aber noch ehe eine Antwort von ihm da seyn konnte, erfuhren wir, daß er durch Unglück auf der See um den größten Theil seines Vermögens gekommen, und nun nach Amerika gereist sey, um dort ein neues Geschäft anzufangen. So war auch diese Hoffnung zu nichte geworden. Der junge Mann grämte sich darüber so ab, daß er in ein hitziges Fieber fiel, und nach wenigen Tagen starb. Er vermachte mir Alles, was er hatte; es war aber freilich nicht viel. Seinen Eltern, welche in einem Landstädtchen in der Schweiz wohnten, gab ich Nachricht von seinem Tode. In Amsterdam, wo wir nach den Holländischen Kolonien eingeschifft werden sollten, wurde ich auch an einem gefährlichen Fieber krank, und kam in's Lazareth. Hier lag ich ein halbes Jahr, ohne Hoffnung der Genesung, und zum Sterben wollte es auch nicht kommen, so oft ich auch darum betete. Ach, wie gern wäre ich damals gestorben! Endlich konnte ich wieder umhergehen, war aber ganz von Kräften gekommen, und es schien, als sollte ich mein Leben lang einen solchen Körper behalten. Die Aerzte stellten mir deswegen ein Zeugniß aus, daß ich zum Soldaten ganzlich unbrauchbar wäre, und durch ihre Ver-

wendung erhielt ich auch meinen Abschied. Ich bettete mich durch nach Rotterdam, denn meine Baarschaft war ganz zu Ende, und suchte dort eine Anstellung als Hausknecht bey einem Kaufmann. Mit der Hülfe Gottes fand ich auch bald einen wackeren Mann, der die Probe mit mir als einem kränklichen Menschen machen wollte. In seinem Hause genas ich zusehends, und es gieng mir gut; aber das Wunderbarste kommt noch. Eines Morgens wurden von einem Schiffe, das aus England gekommen war, mehrere Fässer und Kisten mit Waaren in unser Haus gebracht, welche ich im Waarenlager aufstellen mußte. Darunter war auch ein kleines Fäßchen. Wie ich das genauer betrachtete, denket euch mein Erstaunen! Da sah ich ja mit meinen seiblichen Augen das Mührad mit dem Zeichen F. K., welches ich in Friedli's Tintensfäßchen eingeschnitten hatte. Ich traute mir selbst nicht, ob ich auch recht gesehen; ich nahm es heraus an die Tageshelle, und beschaute es von allen Seiten; aber es war richtig so, es konnte kein anderes Fäßchen seyn. Auch die Spuren von Tintensflecken sah ich noch daran. Die

Gedanken giengen mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Ich lief sogleich zu meinem Herrn und bat ihn dringend, er möchte doch in den Papieren nachsehen, an wen das kleine Fäßchen Nr. 1231. adressirt sey. Mein Herr hatte viele Geschäfte; aber ich ließ nicht nach, zu bitten. Er suchte die Papiere durch. „An Dr. Klippmüller in Berlin“, — gab er zur Antwort. Dadurch wurde ich noch mehr confus. „Wie kommt das Fäßlein nach London, und wie kommt es an den Dr. Klippmüller in Berlin?“ dachte ich. — „Nun, wie das seyn mag“, — dieß war der Schluß meiner Ueberlegungen, — „wo das Fäßchen hingehört, da muß ich auch Nachricht von Friedli erhalten können.“ Mein Entschluß war bald gefaßt. Den andern Morgen trat ich zu meinem Herrn, stellte ihm die Sache vor, und bat um meine Entlassung. Ich wolle nach Berlin reisen und meinen Bruder aufsuchen. Er machte allerley Einwendungen, und wollte mir meinen Vorsatz ansprechen; ich hatte aber keine Ruhe, und drang ihm endlich die Einwilligung ab. Mit dem wenigen ersparten Gelde machte ich die Reise zu Fuß unter

großen Einschränkungen bis hieher, und das Uebrige wissen Sie, Herr Doctor!

Der Doctor. Ja! Ulrich kam in unser Haus, als ihr Beide eben auf der Eisbahn waret. Gleich dachte ich: „das gibt wieder eine schöne Ueberraschung auf den Weihnachtmorgen.“ Ich führte ihn daher zu seinem Vater in die Mühle, den er ganz unerwartet hier auch wieder fand, und der sich noch viel mehr verwunderte, als er den verloren geglaubten Sohn wieder erblickte. Ich redete es mit ihnen ab, daß sie am Weihnachtmorgen herein in die Stadt kommen, und dem Friedli seine Weihnachtfreude recht feierlich machen sollten. Und so hat es denn Gott wunderbar gefügt, daß ihr euch Alle wiedersehen dürfet, und das kleine Tintenfäßchen hat dazu helfen müssen. Vergesst nun den Dank nicht für dieß weise und gütige Führung Gottes!

Die Freude und den Dank der drey Wiedergefundenen will ich nicht beschreiben. Das freudige Erzählen gieng nun von Neuem an. „Das ist doch wahr,“ — sagte Wilhelm, — „einen solchen Weihnachtmorgen gibt es nicht wieder.“ — „Im Himmel“ — erwiederte der Doctor, —

„einen noch viel schöneren!“ — „Ja wohl“,  
— setzte der Müller hinzu, — „dann ist  
auch meine selige Frau und Tochter dabey.“

Ulrich blieb vorerst bey seinem Vater,  
und half ihm in der Mühle. Später wa-  
ren sie, da ihre Geschäfte gut giengen, und  
man zu ihrer Ehrlichkeit Vertrauen hatte,  
im Stande, eine eigene Mühle nicht weit  
von Berlin zu kaufen, welche nach des al-  
ten Müllers Tode Ulrich übernahm. Friedli-  
wurde nachher ein geschickter Arzt, und  
wann er am Weihnachtmorgen seine Kin-  
der um sich versammelte, und die Christ-  
geschenke auf dem Tische glänzten, so stand  
jedes Mal in der Mitte das Tintensäßchen  
mit Lichtern und seidenen Bändern ge-  
schmückt, und er erzählte seinen Kindern,  
mit Dank gegen den Vater im Himmel,  
seine Jugend-Geschichte, und sprach zu  
ihnen: „Sehet, so führt Gott die  
Seinen wunderbar!“

---